Bibl. Mont.
789
-16-

789
Bibl. Mont. 789-16

<36624897800017

<36624897800017

Bayer. Staatsbibliothek

Buchner gez. Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg.

DER GARTEN.

Gesammelte

Schriften

des

Verfassers der Ostereier,

Christoph von Schmid.

Originalausgabe von letzter Hand.

Sechzehntes Bändchen.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffischen Buchhandlung.
1844.

1*

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Kurze Erzählungen.

Erste Abtheilung.

1.

Der Garten.

Herr Albert hatte vor dem Thore der Stadt einen schönen Garten. Der kleine Max, sein Sohn, zeigte große Freude an den mancherlei Blumen. Der Vater wies ihm daher ein eigenes Gartenbeet an, damit er darauf nach Lust Blumen pflanzen könne. Der Gärtner grub es sogleich um, machte es mit dem Rechen schön eben, und faßte es mit grünen Primelstöckchen ein, an denen man bereits kleine Blumenknospen sah.

Nach einigen Regentagen kam der Vater mit Max wieder in den Garten. Und sieh! alle die gelben, feuerfarbenen und dunkelrothen Primeln waren nun ausgeschlagen; und in Mitte dieses Blumenrahmens bildeten auf dem braunen Grunde nu-

zählige, zarte grüne Blättchen die drei großen schönen Buchstaben M A X.

Der Knabe blieb höchst erstaunt vor dem Beetchen stehen und rief: „Was seh' ich! Da ist ja mein Namen aus dem Boden hervorgewachsen! O sag' doch, liebster Vater, wie konnten diese Buchstaben so groß und so schön aus der Erde hervorkommen?"

Der Vater sprach lächelnd: „Meinst Du nicht, das könnte von Ungefähr so gekommen seyn? Vielleicht hat der Wind die Samenkörnlein so hingestreut, daß diese Buchstaben zum Vorschein kommen mußten."

„O nein, nein!" rief Max. „Das ist unmöglich! Doch halt — jetzt geht mir ein Licht auf. Diese Buchstaben hast du in die Erde gezeichnet, hast dann die Samenkörnlein von Kresse hineingestreut, die Körnlein wieder mit Erde bedeckt, und so kamen dann die zarten Pflänzchen in dieser schönen Ordnung hervor. Das weiß ich gewiß. Gesteh' es nur, liebster Vater, das hast du gethan, um mir eine unerwartete Freude zu machen."

„Nun wohl!" sprach der Vater. „Du kannst also nicht zweifeln, daß ich diese Buchstaben gebildet habe. Betrachte nun diese Blumen, die deinen Namen umgeben. Sind sie nicht viel kunstreicher gezeichnet, als diese Buchstaben, und überdies noch sehr schön bemalt? Sollte nicht irgendwo ein gro-

ßer Verstand seyn, der den Grundriß dazu in die kleinen Samenkörnlein gezeichnet hat? Sollte nicht irgendwo ein liebendes Herz seyn, das uns damit erfreuen will?"

Max ergriff die Hand des Vaters nnd rief: „O liebster Vater, jetzt sehe ich es so klar ein, wie noch nie in meinem Leben: Gott hat diese und alle die noch viel schöneren Blumen in diesem Garten geschaffen, uns zu zeigen, daß Er uns liebe."

„So ist's," sprach der Vater; „unser ganzer Garten voll Blumen ist ein großes Buch, in dem wir auf allen Blättern lesen können, wie freundlich, wie gütig, wie mächtig und weise der liebe Gott sey."

Die ganze Welt in ihrer Pracht
Zeigt Gottes Weisheit, Lieb' und Macht.

2.

Die schönsten Blumen.

Ludwig blieb in dem Garten vor einem blühenden Rosenstrauche stehen, und sagte zu seinen Schwestern: „Die Rose ist doch die schönste von allen Blumen!" Karolina sprach: „Die Lilie dort auf dem Blumenbeete ist eben so schön als die Rose. Ich halte beide Blumen für die schönsten; alle andere sind nichts dagegen." „Ei," sagte die kleine Anna, „ihr müßt die lieblichen Veilchen doch auch nicht

gering achten. Sie sind recht schön, und haben uns im verfloßenen Frühlinge viele Freude gemacht."

Die Mutter, die dem Gespräche der Kinder zuhörte, sprach: „Die dreierlei Blumen, die euch so wohl gefallen, sind schöne Gleichnisse und Sinnbilder von drei schönen Tugenden. Das Veilchen mit der bescheidenen dunkelblauen Farbe ist ein Sinnbild der Demuth; die schneeweiße Lilie ist ein Sinnbild der Unschuld; das liebliche Roth der Rose sagt euch: Euer Herz soll glühen von Liebe zu Gott und den Menschen und zu allem Guten. Denn diese Liebe allein ist wahre Güte."

Der Jugend schönste Blüthe
Sind Demuth, Unschuld, Güte.

3.

Die Rosen.

Ein Landmann, der auf einem abgelegenen Bauernhofe wohnte, brachte schon im Monat Merz einen Rosenstrauch aus der Stadt mit, und pflanzte ihn in sein Gärtchen. Das kleine Gretchen hatte noch nie einen Rosenstrauch gesehen, und sagte: „Aber was machst du doch da, lieber Vater? Wie magst du doch diese dürren, dornigen Stauden gerade in Mitte unsers schönen Gartens setzen? Diese Dornen sind eine schlechte Zierde; sie entstellen den ganzen Garten."

„Warte nur zu, mein liebes Kind, und habe Geduld!" sprach der Vater. „Da wird dieser Dornstrauch so wunderschöne Blumen hervorbringen, dergleichen du in deinem Leben noch keine erblickt hast!" Gretchen wollte das nicht glauben, und schüttelte bedenklich das lockige Köpfchen.

Aber sieh da! Der dornige Strauch fing an auszuschlagen, und bekam schönes dunkelgrünes Laub; zarte Knöspchen erschienen, die immer größer wurden; und nachdem alle Aurickeln, Tulpen und Narzissen verblüht waren, öffneten sich endlich die Rosenknospen und der Strauch prangte mit einer Menge von Rosen, über deren herrliche Purpurfarbe und ihren lieblichen Wohlgeruch Gretchen erstaunte. „O wie schön!" rief das Kind mehrmal; „sie sind schöner als alle andere Blumen. Der Rosenstrauch ist die schönste Zierde unsers Gartens."

„Siehst du nun, mein Kind," sprach der Vater, „wie aus den Dornen Rosen aufblühen? Du mußtest zwar den ganzen Frühling hindurch darauf warten, und verlorest beinahe die Geduld. Aber nun erkennest du, wie wahr das Sprichwort ist: Die Zeit bringt Rosen. Wie mit diesem Dornenstrauch, der Rosen bringt, so ist es auch mit den Widerwärtigkeiten des Lebens, die uns Freude bringen. Wir müssen daher Geduld haben, denn

Aus den Dornen unsrer Leiden
Kommen Rosen vieler Freuden!

4.

Die Lilie.

Mitten in Luisens freundlichem Blumengärtchen stand auf einem runden, mit Buchs grün eingefaßten Beetchen eine unvergleichlich schöne weiße Lilie in voller Blüthe. Luise, selbst noch nicht viel höher als ein Lilienstängel, betrachtete eines Morgens die schöne Blume, wie sie im röthlichen Morgenstrahle von Thau funkelte, und blickte mit Entzücken und voll Dankes zu Demjenigen auf, der Sonne, Thau und Blumen geschaffen hat. Luisens Eltern freuten sich der frommen Empfindungen ihrer Tochter, und sagten sich leise: „Sie selbst ist eine schuldlose, schön aufblühende Lilie!“

Allein, ehe ein Jahr verging, starb Luise; und als nun die Lilie wieder blühte, gedachte die Mutter ihrer verblichenen Luise, und vergoß heiße Thränen. Da sprach der Vater: „Als diese schöne Lilie hier noch eine junge Pflanze war, und in einem Winkel des Gartens aufsproßte, nahm ich sie aus der Erde, und unsere Luise ward darüber betrübt, und sagte, es sey Schade um das schöne Gewächs. Da aber die Lilie, an eine bessere Stelle verpflanzt, die Zierde dieses Gärtchens ward, freute sich Luise, und dankte mir, daß ich die Blume versetzt hatte. Darum weine nicht, liebe Mutter, sondern freue

dich vielmehr. Unsere Luise blüht ja nun, dieser Erde entnommen, im Paradiese.

Sie ward von Gottes Hand
Versetzt in's beff're Land."

5.

Die Nelke.

Ein Gärtner hatte in seinem Garten eine prächtige Nelke gezogen, deren zarte Farben und herrlichen Wohlgeruch Jedermann bewunderte.

Da kamen nun einmal ein vornehmer Herr und seine Gemahlin in den Garten und betrachteten die Blume.

Allein der Herr sagte: „Die Farben der Nelke sind gar nichts Besonderes; der Geruch ist übrigens sehr gewürzhaft und überaus angenehm."

Die Frau aber rief: „Nein, nicht so! Es ist gerade umgekehrt. Die Farben der Blume sind ganz unvergleichlich schön; allein leider! hat sie ganz und gar keinen Geruch."

Der Gärtner konnte diese seltsamen Urtheile nicht begreifen, bis er endlich merkte, daß der Herr nicht recht wohl sah, und die Frau eben den Schnupfen hatte.

Da sagte der Gärtner bei sich selbst: „Wie es meiner schönen, wohlriechenden Nelke ging, so geht es manchem Schönen und Guten. Ja die edelsten

und heiligsten Dinge werden hie und da von einem Menschen getadelt, dem es am rechten Sinne fehlt, ihre Vollkommenheiten wahrzunehmen."

Kann dich das Beste nicht vergnügen,
So muß an dir der Fehler liegen.

6.

Die Maiblümchen.

Die kleine Rosine, die Tochter eines armen Taglöhners, war krank; Lotte die Tochter des Amtmanns, brachte ihr, weil das kranke Kind sonst nichts genießen konnte, täglich ein Schüsselchen voll Suppe.

Als Rosine wieder gesund war, sagte sie: „Das liebe Fräulein hat mir in meiner Krankheit viel Gutes gethan. Sie selbst nahm sich immer die Mühe, mir die Suppe zu bringen. Möchte mich doch der liebe Gott in den Stand setzen, ihr einen recht großen Dienst zu erweisen. Ach, daß ich ihr nur eine kleine Freude machen könnte!

Sie hörte, daß Lotte die Maiblümchen ungemein gern habe. Sie ging daher vom ersten Mai an fast täglich in den Wald, um für Lotte das erste Sträußchen von den lieblichen Blümchen zu pflücken.

Nach langem Suchen erblickte sie endlich tief im Walde, im Schatten einer alten Eiche eine Menge Maiblümchen. Sie pflückte davon, setzte sich un=

ter den Eichbaum, und band die schönen grünen Blätter und die lieblichen weißen Blüthenglöcklein in zierliche Sträußchen. Da hörte sie in dem nahen Dickicht zwei Räuber mit einander reden.

„Du,“ sagte der Eine, „jetzt können wir uns an dem Amtmanne rächen, der meinen Bruder in das Zuchthaus gebracht hat. Sieh, da hab' ich den Schlüssel zu der Thür des Amthauses, den die dumme Magd an der Hausthür stecken ließ.“

„Gut,“ sprach der Andere; „wir wollen heute Nacht den Amtmann mit Weib und Kind ermorden, und dann die volle Amtskasse ausleeren.“

Rosine schlich sich mit ihren Maiblümchen erschrocken davon, brachte sie Lotten, und erzählte, was die Räuber gesagt hatten. Der Amtmann bestellte heimlich einige bewaffnete Männer, und wachte mit ihnen in dem Hausgange. Um Mitternacht kamen die Räuber wirklich zur Thüre herein, wurden gefangen, und in der Folge für ihre bösen Thaten bestraft.

Der Amtmann aber sagte zu seiner Tochter: „Liebe Lotte, deine Wohlthätigkeit hat über unser Haus einen großen Segen gebracht. Du hast die arme Rosine mit ein wenig Suppe gespeiset; sie aber hat unter Gottes Leitung uns allen das Leben gerettet.“

Theil' mit dem Hungrigen dein Stücklein Brod,
Er rettet dich vielleicht aus größrer Noht.

7.

Das Vergißmeinnicht.

„Wie heißt man denn diese schönen, himmelblauen Blümchen hier an dem klaren Bächlein?“ fragte Sophie ihre Mutter. „Ich sah sie schon öfter gemalt oder gestickt, weiß aber noch nicht einmal, wie man sie nennt.“

„Man nennt sie Vergißmeinnicht,“ sprach die Mutter, „weil man diese niedlichen Blümchen, die so schön mit der Farbe des Himmels geziert sind, scheidenden Freunden zum Andenken zu geben pflegt.“

Sophia sagte: „Ich habe mich noch nie von Eltern, Geschwistern oder Freunden trennen müssen. Ich weiß daher Niemand, an den mich ein solches Blümchen erinnern könnte.“

Die Mutter sprach: „So will ich dir Jemand nennen, an Den dich dieses Blümchen erinnern soll — es ist Derjenige, der es geschaffen hat. Jede Blume im Garten erinnert uns an ihren und unsern Schöpfer;

Ein jedes Wiesenblümchen spricht:
Vergiß des lieben Gottes nicht.

8.

Die Resede.

„Aber warum haben Sie doch immer dieses kleine, grüne Kräutlein in dem zierlichen Topfe hier am Fenster stehen?“ fragte Fräulein Blandine ihre Mutter. „In unserm Garten blühen doch eine Menge Blumen; womit erwarb sich gerade dieses unbedeutende Pflänzchen vor allen übrigen Gewächsen ein solches Vorrecht?“

„Es ist wahr,“ sprach die Mutter, „dieses zarte Gewächs, Resede genannt, prangt weder mit dem Purpur der Rose, noch mit dem weißen Atlaßglanze der Lilie, noch mit der bunten Farbenpracht der Tulpen; allein seine unansehnliche, schmucklose Blüthe hat einen so milden, sanften Geruch, daß er wohl selbst den Wohlgeruch der Rose übertrifft; und noch spät im Herbste, ja sogar im Winter, wenn längst alle Blumen verwelkt sind, erfüllt es das Zimmer noch mit seinem erquickenden Dufte. Die Resede ist deßhalb ein Bild der stillen bescheidenen Tugend, die allein wahren Werth hat, und dann noch besteht, wann alle Schönheit längst verblüht ist.“

Wir wollen äußern Glanz nicht achten,
Und nur nach innrer Güte trachten.

9.

Der Blumenkranz.

Ein ehrwürdiger Greis feierte seinen achtzigsten Geburtstag. Seine Kinder versammelten sich um ihn, wünschten ihm Glück, und küßten ihm unter Thränen der Freude und Rührung die Hände. Seine Enkel überreichten ihm einen Kranz von Rosen und Lilien.

Die Großmutter, die dabei stand, sagte: „Diese Krone von Rosen und Lilien soll wohl eure Freude über des Großvaters blühend rothe Gesichtsfarbe bei schneeweißen Haaren ausdrücken. Allein die schönste Krone der Eltern und Großeltern sind Kinder und Kindeskinder, die schön wie Rosen blühen, und rein und schuldlos sind, wie Lilien."

Der Großvater sprach zu den Enkeln: „Damit eure Eltern und Großeltern diese Freude immer haben mögen, so will ich diesen Blumenkranz abmalen lassen, und in der Mitte des Kranzes sollen mit goldenen Buchstaben die Worte stehen, die jedes Kind, dessen Wangen Gott mit dem lieblichen Roth der Unschuld geziert hat, sich in das Herz schreiben soll:

Dein Sinn und dein Verlangen
Sey immer Lilien = rein,
So werden deine Wangen
Stets schöne Rosen seyn.

10.

Die Erdbeeren.

1.

Ein alter Soldat mit einem Stelzfuße kam in ein Dorf, und wurde plötzlich krank. Er konnte nicht mehr weiter reisen, mußte in einer Scheuer auf Stroh liegen, und es ging ihm sehr hart. Die kleine Agathe, die Tochter eines armen Korbmachers, hatte mit dem kranken Manne das herzlichste Mitleid. Sie besuchte ihn alle Tage, und schenkte ihm jedesmal einen Sechser.

Eines Abends sprach aber der ehrliche Krieger sehr bekümmert: „Liebes Kind! Wie ich heute vernahm, sind deine Eltern arm. Sag mir doch redlich, woher nimmst du so viel Geld? Denn ich wollte lieber verhungern, als nur einen Kreuzer annehmen, den du mir nicht mit gutem Gewissen geben könntest."

„O," sagte Agathe, „seyd außer Sorgen. Das Geld ist rechtmäßig erworben. Ich gehe in den nächsten Marktflecken zur Schule. Auf dem Wege dahin kommt man durch ein Wäldchen, wo es viele Erdbeeren gibt. Da pflücke ich nun jedesmal ein Körblein voll, verkaufe sie in dem Flecken, und bekomme dafür allemal sechs Kreuzer. Meine Eltern wissen das wohl; sie haben aber nichts dagegen. Sie sagen öfters: „Es gibt noch viel ärmere Leute, als

wir sind, und da müssen wir ihnen so viel Gutes thun, als unsre Lage nur immer erlaubt."

Dem alten Krieger standen die hellen Thränen in den Augen, und tröpfelten auf seinen Schnurrbart herab. „Gutes Kind," sprach er, „Gott wolle dich und deine Eltern für diese menschenfreundlichen Gesinnungen segnen!"

Fehlt dir es nicht an gutem Willen,
So kannst du vielen Jammer stillen.

2.

Nach einiger Zeit reiste ein vornehmer Offizier, der mehrere Ordenszeichen trug, durch das Dorf. Er hielt mit seinem prächtigen Wagen vor dem Wirthshause an, um die Pferde füttern zu lassen, hörte von dem kranken Soldaten, und besuchte ihn.

Der alte Soldat erzählte ihm sogleich von seiner kleinen Wohlthäterin. „Was?" rief der Offizier, „ein armes Kind hat so viel für dich gethan! Nun, da darf ich, dein alter General, nicht weniger thun. Ich werde sogleich Anstalt machen, daß man dich im Wirthshause auf's Beste verpflege."

Er that es, und ging hierauf in die Hütte der kleinen Agathe. „Gutes Kind," sprach er gerührt, „deine Wohlthätigkeit hat mir das Herz warm und die Augen naß gemacht. Du hast dem alten Kriegsmanne viele Sechskreuzerstücke geschenkt; hier hast du dafür eben so viele Goldstücke." Die erstaunten Eltern sagten: „Ach, das ist zu viel!" Allein der

General sprach: „Nein, nein! Dieses ist nur ein armseliger Lohn; den bessern hat das gute Kind im Himmel zu erwarten.

Barmherzigkeit und Wohlthun werden
Belohnt im Himmel und auf Erden.

11.

Die Kirschen.

Sabine, die Tochter reicher Eltern, hatte ein eignes, sehr niedliches Zimmer; allein es sah darin sehr unfreundlich aus. Denn sie räumte es nicht auf, und alle Ermahnungen ihrer Mutter, das Zimmer besser in Ordnung zu halten, waren vergebens.

An einem Sonntage Nachmittags war sie eben mit dem Ankleiden fertig geworden, und wollte ausgehen. Da brachte ihr die Tochter des Nachbars ein Körbchen voll großer schwarzer Kirschen. Weil nun gerade Tische und Fenster voll von Kleidungsstücken und andern Sachen lagen, stellte Sabine das Körbchen einstweilen auf einen mit blauem Seidenzeuge überzogenen Sessel, und ging dann mit ihrer Mutter auf ein benachbartes Dorf spazieren.

Abends spät, da es schon dunkel geworden war, kam sie sehr ermüdet auf ihr Zimmer zurück, und eilte sogleich einem Sitze zu. Kaum aber hatte sie sich gesetzt, so fuhr sie plötzlich wieder auf, und that

vor Schrecken einen lauten Schrei. Denn sie hatte sich gerade mitten in das aufgehäufte Körbchen voll Kirschen gesetzt.

Die Mutter eilte auf den Schrei mit einem Lichte herbei. Aber was mußte sie sehen! Die Kirschen waren alle zerdrückt; der Kirschensaft floß von allen Seiten über den Sessel herab, und Sabinens neues Kleid von weißem Taffet war so übel zugerichtet, daß es gar nicht mehr hergestellt werden konnte.

Die Mutter gab ihr aber noch überdies einen scharfen Verweis, und sagte: „Da siehst du nun, wie nöthig es ist, aufzuräumen, und jeder Sache einen schicklichen Platz anzuweisen. Du bist jetzt für deinen Ungehorsam und für dein unordentliches Wesen bestraft. Beherzige künftig das Sprüchlein:

Wer nicht auf strenge Ordnung hält,
In Schand' und Schaden leicht verfällt.

12.

Das junge Apfelbäumchen.

Gottfried und Christine waren immer darauf bedacht, ihren Eltern Freude zu machen. Einst halfen sie ihnen in dem Garten arbeiten. Da sagte der Vater: „Hier in der Ecke sollte noch ein Baum stehen. Ich muß doch machen, daß ich einen bekomme."

Da nun der Geburtstag des Vaters nahe war, so kauften die guten Kinder von ihrem ersparten Gelde heimlich ein schönes junges Apfelstämmchen, und schlichen sich damit am Vorabende des erfreulichen Tages in den Garten, es einzusetzen.

„Wie wird sich der Vater freuen," sagten sie zu einander, wenn er morgen in den Garten kommt, und das schöne Apfelbäumchen erblickt!"

Christine hielt das Bäumlein, und Gottfried grub mit der Schaufel die Erde auf. Da krachte und klingelte, blinkte und schimmerte es auf einmal in dem Boden. Gottfried hatte mit der Schaufel einen irdenen Topf zerstoßen, in dem mehrere Goldstücke und eine Menge Silbermünzen vergraben waren, und nun im hellen Mondlichte glänzten.

„Ein Schatz! Ein Schatz!" riefen die Kinder voll Freude, sprangen eilig den Eltern zu, und verkündeten ihnen den glücklichen Fund.

Der Vater sprach: „Gott hat eure Liebe zu euren Eltern belohnt, meine lieben Kinder! Denn immer belohnt Er die kindliche Liebe, wenn gleich nicht immer auf eine so seltene Art. Bleibt auch ferner so gute Kinder, und Gott wird euch noch bessere Schätze geben, als Gold und Silber."

Dem Kinde, das die Eltern ehrt,
Wird Glück und Heil von Gott beschert.

13.

Die Aepfel.

Georg, ein leichtsinniger Knabe, sah eines Morgens aus seinem Fenster in dem Baumgarten des Nachbars eine Menge der schönsten rothen Aepfel im Grase liegen.

Er lief geschwind hinüber, schlüpfte durch eine Lücke des Zaunes in den Garten, und stopfte alle Taschen in Rock und Weste voll Aepfel.

Allein plötzlich kam der Nachbar, mit einem Stecken in der Hand, zur Gartenthür herein. Georg sprang, so schnell er konnte, dem Zaune zu, und wollte eilends wieder hinaus kriechen.

Aber — o weh! Wegen seiner vollgestopften Taschen blieb er in der engen Oeffnung stecken. O wie erschrak er, daß er ertappt worden! Wie schämte er sich, vor dem Nachbar als ein Dieb dazustehen!

Er mußte die gestohlenen Aepfel wieder zurück geben, und der Nachbar sprach, indem er ihm mit dem Stecken einige derbe Streiche versetzte, „Merk dirs:

Das fremde Gut, das du genommen,
Läßt dich der Strafe nicht entkommen."

14.

Der große Birnbaum.

Der alte Rupert saß im Schatten des großen Birnbaums vor seinem Hause. Seine Enkel aßen von den Birnen, und konnten die süßen Früchte nicht genug loben.

Da sagte der Großvater: „Ich muß euch doch erzählen, wie der Baum hieher kam. Vor mehr als fünfzig Jahren stand ich einmal hier, wo damals ein leerer Raum war, und wo jetzt der Baum steht, und klagte dem reichen Nachbar meine Armuth. Ach, sagte ich, ich wollte gern zufrieden seyn, wenn ich mein Vermögen nur auf hundert Thaler bringen könnte.“

Der Nachbar, der ein kluger Mann war, sprach: „Das kannst du leicht, wenn du es recht anzufangen weißt. Sieh, hier auf dem Plätzchen, wo du stehst, sind mehr als hundert Thaler in dem Boden versteckt. Mache nur, daß du sie herausbringst.“

Ich war damals noch ein unverständiger junger Mensch, und grub in der folgenden Nacht ein großes Loch in den Boden, fand aber zu meinem Verdrusse keinen einzigen Thaler.

Als der Nachbar am Morgen das Loch sah, lachte er, daß er sich beide Seiten hielt und sagte: „O du einfältiger Mensch, so war es nicht gemeint!

Ich will dir aber einen jungen Birnstamm schenken. Den setze in das Loch, das du gemacht hast, und nach einigen Jahren werden die Thaler schon zum Vorschein kommen."

Ich setzte den jungen Stamm in die Erde. Er wuchs, und wurde der große herrliche Baum, den ihr hier vor Augen seht. Die köstlichen Früchte, die er nun seit vielen Jahren her getragen hat, brachten mir schon weit mehr als hundert Thaler ein, und noch immer ist er ein Kapital, das reichliche Zinsen trägt. Ich habe deßhalb das Leibsprüchlein des klugen Nachbars nicht vergessen; merkt es euch auch:

Den sichersten Gewinn
Bringt Fleiß und kluger Sinn.

15.

Die Birne.

Eine Edelfrau brachte ihren Sohn Adolph, als Edelknaben an den fürstlichen Hof. Sie gab ihm beim Abschiede mit weinenden Augen noch die schönsten mütterlichen Lehren. „Lieber Sohn," sagte sie unter anderm, „trage Gott stets im Herzen, und thue Alles, wie vor Seinen Augen. Habe eine kindliche Ehrfurcht gegen den Fürsten, deinen Herrn, und eine brüderliche Liebe gegen deine Mit-

edelknaben. Besonders aber hüte dich vor deinem Hauptfehler — der Naschhaftigkeit."

Adolph mußte den Fürsten bei der Tafel bedienen. Eines Tages trug er in einer silbernen Schüssel Birnen auf, die in Zucker gekocht waren. Es kam ihn eine große Lust an, eine zu nehmen. Die Ermahnungen seiner Mutter fielen ihm wohl ein; allein er folgte nur seiner Begierde. Noch vor der Thür des Speisesaales nahm er geschwind eine Birne, und schluckte sie begierig hinunter. Kaum hatte er aber die Schüssel auf die Tafel gestellt, so fiel der unglückliche Knabe todt zu Boden. Die Birn', die noch sehr heiß war, hatte ihm Hals und Magen verbrannt.

Die böse Lust mußt du bezwingen,
Sonst wird sie dir Verderben bringen.

16.

Die Pflaumen.

Die Frau von Halden besuchte einmal mit ihren vier Kindern den Großvater in seinem schönen Garten. Der Großvater brachte auf einem Rebenblatte vier Pflaumen, die gelb, wie Gold, und so groß, wie Eier, waren. Er bedauerte, daß noch nicht mehrere reif seyen. „Ihr mögt indeß selbst zusehen," sprach er im Scherze, „wie ihr vier Pflaumen unter fünf Personen austheilt, ohne daß in der Rechnung ein Bruch vorkommt."

„O, das will ich," sagte Lenore, die älteste Tochter; „nur bitte ich mir aus, daß ich gleich- und ungleich-benannte Zahlen ein wenig untereinander mengen darf."

Sie nahm die 4 Pflaumen, und sprach: „Wir 2 Schwestern und 1 Pflaume machen zusammen 3; meine 2 Brüder und 1 Pflaume machen auch 3; diese 2 Pflaumen und die Mutter sind zusammen abermal 3. So geht Alles gerade und ohne Bruch auf.

Lenorens Geschwister waren mit dieser Theilung sehr zufrieden. Die erfreute Mutter aber bestand darauf, jedes der Kinder solle eine Pflaume bekommen, und der Großvater brachte Lenoren noch überdies einen schönen Blumenstrauß. „Denn," sagte er, „Lorchens sinnreiche Rechnung macht ihrem Witze sehr viel, ihrem kindlichen Herzen aber noch mehr Ehre.

Verstand und Witz gefallen sehr,
Ein edles Herz unendlich mehr.

17.

Die Nuß.

Unter dem großen Nußbaume nächst dem Dorfe fanden zwei Knaben eine Nuß. „Sie gehört mir," rief Ignaz; „denn ich habe sie zuerst gesehen." „Nein, sie gehört mir," schrie Bernhard; „denn

ich habe sie zuerst aufgehoben.“ Beide geriethen in einen heftigen Streit.

„Ich will den Streit ausmachen,“ sagte ein größerer Junge, der eben dazu kam. Er stellte sich in die Mitte der beiden Knaben, machte die Nuß auf, und sprach: „Die eine Schale gehört dem, der die Nuß zuerst sah; die andere Schale gehört dem, der sie zuerst aufhob; den Kern aber behalte ich — für den Urtheilsspruch.“

„Das,“ setzte er lachend hinzu, „ist das gewöhnliche Ende der meisten Prozesse.“

Wer Freude hat am Prozessiren,
Wird statt Gewinnes stets verlieren.

18.

Die Nuß in grüner Schale.

Die kleine Helene fand in dem Garten eine Nuß, die noch mit der grünen Schale überzogen war. Lenchen sah sie für einen Apfel an, und wollte sie essen. Kaum hatte aber die Kleine hineingebissen, so rief sie: „Pfui, wie bitter!“ und warf die Nuß weg.

Konrad, ihr Bruder, der klüger war, hob die Nuß sogleich auf, schälte sie mit den Zähnen ab und sagte: „Ich achte diese bittere Schale nicht; weiß ich doch, daß ein süßer Kern darin verbor-

gen steckt, der mir dann desto besser schmecken wird."

Achte keiner Mühe Bitterkeit,
Die dich mit süßem Lohn erfreut.

19.

Die Haselnußschale.

Der alte Graf von Nordstern hielt mit großem Eifer auf Wahrheit und Recht. Einige böse Menschen wurden deßhalb über ihn so aufgebracht, daß sie zusammen schwuren, ihn umzubringen. Sie bestellten einen Meuchelmörder, der ihn in der nächsten Nacht ermorden sollte.

Der edle Graf ahnete nicht, was ihm bevorstand. Am Abende besuchten ihn noch seine Enkel. Er war in Mitte der guten Kinder sehr fröhlich und vergnügt, und bewirthete sie mit Aepfeln, Birnen, Trauben und Nüssen. Nachdem sie fort waren, begab er sich zur Ruhe, empfahl sich in den Schutz Gottes, und schlief unbesorgt ein.

Allein um Mitternacht trat der Mörder, der sich heimlich in den gräflichen Pallast eingeschlichen hatte, leise in das Zimmer. Der gute Graf schlief; ein kleines Nachtlicht brannte hinter einem grünen Schirme; der Mörder erhob in seiner rechten Hand den Dolch von scharf geschliffenem Stahl, und näherte sich dem Bette.

Allein plötzlich krachte etwas in dem Zimmer so laut und mächtig, daß der Graf erwachte. Er fuhr auf, sah den Mörder, nahm von der Wand neben seinem Bette eine Pistole, und zielte auf ihn. Der Bösewicht erschrak, ließ den Dolch fallen, und bat um Gnade. Er mußte sich gefangen geben, und seine Mitschuldigen entdecken.

Der Graf sah nach, woher das heftige Krachen entstanden war. Und sieh! eines der Kinder hatte von Ungefähr eine Haselnußschale auf den Boden fallen lassen, und der Mörder war darauf getreten. „Guter Gott!" rief der Graf, „so hat denn unter deiner Leitung eine Nußschale mir das Leben gerettet, eine Verschwörung vereitelt, und die Uebelthäter dem Schwerte der Gerechtigkeit ausgeliefert."

Es ist ein Gott, der über gute Menschen wacht,
Und böse Anschläg' leicht zu nichte macht.

20.

Die vergoldeten Nüsse.

Am heiligen Weihnachtsabende standen einige Kinder vor dem Weihnachtsbaume. Die Zweige des immergrünen Tannenbaumes waren mit schimmernden Lichtern und allerlei bunten Sachen herausgeputzt. Dem kleinen Peter stachen besonders die vergoldeten Nüsse in die Augen, und er wollte sie haben.

Die Mutter sagte: „Diese Nüsse zieren den Baum gar schön; wir wollen sie deßhalb hängen lassen. Sieh, da hast du andere Nüsse!" Allein Peter rief heulend: „Ich mag keine braunen Nüsse; ich will goldene Nüsse. O, die müssen süße Kerne haben!"

Die Mutter dachte, man könne gar oft eigensinnige Kinder nicht besser strafen, als wenn man ihren Willen thut. Sie gab ihm daher die vergoldeten Nüsse, und theilte die braunen unter die übrigen Kinder aus.

Peter war sehr erfreut, und klopfte die schönen Nüsse begierig auf. Allein zu seinem großen Verdrusse waren alle hohl, und seine Geschwister lachten ihn aus.

Der Vater aber sprach: „Diese Nüsse waren nur zum Anschauen, nicht zum Essen bestimmt. Ich leimte daher bloß Nußschalen zusammen, und überzog sie mit ein wenig Goldschaum. Uebrigens gleichen viele Dinge in der Welt diesen Nüssen, die außen wie Gold glänzen, innen aber hohl sind. Merkt euch daher die gute Lehre:

Kind, traue nicht dem äußern Schein,
Sonst wirst du leicht betrogen seyn!"

21.

Die Kastanien.

Kilian war ein sehr naschhafter Knabe; wo er nur einen Kreuzer bekam, vernaschte er ihn. Eines Tages sah er auf dem Obstmarkte sehr schöne Kastanien. Er kannte sie nicht, und fragte die Obsthändlerin, ob die braunen Dinger gut zum Essen wären?

„Die Kastanien da?" sagte sie, „das denke ich! Kaufe Er einmal davon, junger Herr! Sie schmecken vortrefflich, besonders wenn man sie in heißer Asche bratet."

Kilian hatte sein Geld schon für anderes Obst ausgegeben. Indessen nahm er heimlich ein Paar Hände voll Kastanien, und steckte sie in die Tasche.

Als er nach Hause kam, schlich er in die Küche, und da eben Niemand darin war, so legte er die Kastanien in die heiße Asche. Sie fingen bald an, von der Hitze zu pfeifen. Das freute ihn, und er legte noch einige glühende Kohlen auf die Asche, und blies mit vollen Backen darein.

Plötzlich zersprang eine Kastanie mit starkem Knalle, und Asche und Kohlen fuhren ihm mit solcher Gewalt in das Gesicht, daß er nicht mehr sah, wie blind umhertappte, und laut weinte und jammerte.

Auf den Knall und das Jammergeschrei liefen alle Leute in die Küche, und sein Diebstahl kam nun an den Tag. Der kleine Dieb mußte viele Schmerzen ausstehen, bis seine Augen wieder geheilt waren. Er bereute es mit heißen Thränen, so schlecht gehandelt zu haben, und sagte öfter:

„Das Naschen führt zur Dieberei,
Bringt Schande, Schmerz und bitt're Reu'."

22.

Die Weintrauben.

Wilhelmine kam an einem schönen Tage zu Anfang des Herbstes von einem Spazirgange zurück. Sieh, da stand auf ihrem Arbeitstischlein ein Körbchen voll Weintrauben, die theils dunkelblau, theils lichtgelb, wie durchsichtiges Gold, aus grünem Reblaube hervorblickten.

„Woher kommen doch," rief sie entzückt, „schon so früh im Herbste diese herrlichen Trauben, und wem gehören sie?"

„Sie gehören dir," sprach die Mutter. „Karoline, deine Freundin im Weinlande, hat sie dir geschickt. Sie sind von den ersten Trauben, die dort reif wurden."

„O wie gütig ist meine Freundin!" sprach Wilhelmine. „Wie freu' ich mich, daß sie so liebreich an mich denkt! Sogleich will ich an sie schrei-

ben und ihr danken. Wenn ich nur wüßte, wie ich ihr auch eine Freude machen könnte; ich würde es von Herzen gern thun."

Die Mutter sprach: „Es freut mich, daß du gegen Karolina so dankbar bist. Allein Eines betrübt mich doch in diesem Augenblicke. Sieh, wir haben seit dem Tage, da du die ersten Erdbeeren pflücktest, bis auf diese Stunde, da du diese Trauben erhieltst, eine Menge köstlicher Früchte von unsern Bäumen gepflückt; ich bemerkte aber nie, daß du dem lieben Gott so lebhaft gedankt hättest. Und ist denn nicht jede Baumfrucht ein Geschenk Seiner Güte? Sollten wir nicht Seine Freundlichkeit daran erkennen? Sollten wir nicht trachten, Ihm, der uns so viele Freude macht, auch Freude zu machen? O danke doch künftig Gott herzlicher für Seine Gaben!"

Ihm, der mit Seinen Gaben uns erfreut,
Weih' stets ein Herz voll Dankbarkeit.

23.

Der Weinstock.

Ein Gärtner hatte an seinem Hause einen Weinstock gepflanzt, der die ganze Hauswand mit seinen Blättern bedeckte, und sehr gute Trauben trug.

Sein Nachbar beneidete ihn darum, und schnitt einmal bei Nacht mehrere der längsten Rebzweige ab.

Als der Gärtner am Morgen den Weinstock erblickte, ward er sehr betrübt. Denn damals wußte man noch nicht, wie gut dem Weinstocke das Beschneiden sey.

„Ich möchte weinen," sprach der Gärtner, „wie jetzt der Weinstock über seine Verstümmelung zu weinen scheint." Allein sieh da! der Weinstock trug in diesem Jahre so viele und so schöne Trauben, wie noch in keinem der vorigen Jahre.

Womit ein Feind zu schaden denkt,
Wird uns von Gott zum Heil gelenkt.

24.

Der Weinberg.

Ein Vater sagte auf seinem Sterbebette zu seinen drei Söhnen: „Liebe Kinder! Ich kann euch nichts zurück lassen, als diese unsere Hütte und den Weinberg daran, in dem aber ein Schatz verborgen liegt. Grabt fleißig in dem Weinberge, so werdet ihr den Schatz finden."

Nach dem Tode des Vaters gruben die Söhne den ganzen Weinberg mit dem größten Fleiße um, fanden aber weder Gold noch Silber. Dagegen brachte der Weinberg, weil sie ihn so fleißig bearbeitet hatten, eine viel größere Menge von Trauben hervor, als sonst, und sie lösten dafür noch einmal so viel Geld.

Da fiel den Söhnen ein, was ihr seliger Vater mit dem Schatze gemeint habe, und sie schrieben an die Thüre des Weinbergs mit großen Buchstaben:

Die rechte Goldgrub' ist der Fleiß —
Für den, der ihn zu üben weiß.

25.

Der grüne Zweig.

Fritz war ein leichtsinniger, muthwilliger Knabe. Er achtete nicht auf gute Lehren, ja er machte sich sogar darüber lustig. Eines Tages ging er mit seiner Schwester Martha in den Garten. Martha's Gartenbeetlein war voll der schönsten Blumen; Fritzens Gartenbeet aber war ganz verwildert und voll Unkraut.

„Bruder! Bruder!" sagte das ordentliche Mädchen, „du hast deine Sachen doch gar nicht in Ordnung. Denk an mich, es geht dir noch, wie die Mutter sagt: Du kommst in deinem Leben auf keinen grünen Zweig."

Fritz lachte, kletterte auf den großen Birnbaum, und schrie: „Martha! da sieh einmal herauf! Jetzt bin ich sogar auf einen grünen Ast gekommen!"

Krach! — brach der Ast. Fritz fiel herab und brach den Arm.

Mit guten Lehren Muthwill' treiben,
Kann niemals ungestrafet bleiben.

26.

Der Holzsplitter.

Ein ehrlicher Amtsbote, der eine große Summe Geldes bei sich trug, wurde an einem rauhen Winterabende angegriffen, erschlagen und ausgeraubt. Man fand die Leiche im Schnee liegen, der weit umher vom Blute roth gefärbt war. Der Amtmann nahm noch in der Nacht bei angezündeten Fackeln die blutige Stätte in Augenschein. Da sah er einen Splitter aus einem Knotenstocke liegen, und steckte ihn heimlich zu sich.

Als er am andern Morgen in die Amtsstube ging, bemerkte er mit Entsetzen, daß an des Amtsdieners Knotenstocke, der neben der Thür lehnte, ein solcher Splitter fehle; und wirklich paßte der gefundene Splitter genau in die Lücke hinein. Der Amtmann gab nun sogleich Befehl, den Amtsdiener als den Mörder zu ergreifen, und in Ketten zu legen.

Der Bösewicht läugnete Anfangs trotzig die That; allein das kleine stumme Stücklein Holz zeugte zu laut gegen ihn. Er erblaßte, und bekannte: Er habe gewußt, daß der Bote dem Amte eine ansehnliche Summe Geldes überbringen werde, und da habe ihn die Geldgier verleitet, den guten Mann, der ihm nie ein Leid gethan, zu ermorden.

Den Pack mit dem Gelde hatte der Mörder

uneröffnet unter einem Holzstoße verborgen, und so das Geld, wegen dessen er den Mord beging, nicht einmal gesehen. Er wurde unter einem großen Zulauf des Volkes durch das Schwert hingerichtet. Jedermann wunderte sich, daß ein so kleiner Umstand das geheime Verbrechen an den Tag gebracht habe, und alle durchdrang ein ehrerbietiger Schauder über Gottes strafende Gerechtigkeit.

Viel Böses bringt Gott hier an's Licht;
Doch alles einst beim Weltgericht.

27.

Die Kohlblätter.

Eine fleißige Mutter baute in ihrem Garten Gemüse aller Art. Eines Tages sagte sie zu ihrer kleinen Tochter: „Lischen, sieh, da an der untern Seite dieses Kohlblattes die kleinen, netten, gelben Dingerchen. Das sind die Eilein, aus denen die schönfarbigen, aber verderblichen Raupen kommen, die sich dann in weiße Schmetterlinge verwandeln, von denen dort einer fliegt. Suche diesen Nachmittag alle Blätter ab, und zerdrücke diese Eier, so wird unser Kohl immer schön grün und unversehrt bleiben.“

Lischen meinte, zu dieser Arbeit sey es allemal noch Zeit, und dachte am Ende gar nicht mehr daran. Die Mutter war einige Wochen nicht wohl, und kam nicht in den Garten. Als sie aber wie-

der gesund war, nahm sie das saumselige Mädchen bei der Hand, und führte es zu den Kohlbeeten, und, sieh! aller Kohl war von den Raupen abgefressen. Man sah davon nichts mehr, als die Stängel und die Gerippe der Blätter. Das erschrockene und beschämte Mädchen weinte über ihre Nachläßigkeit. Die Mutter aber sagte: „Thu das, was heute geschehen kann, sogleich heute, und verschiebe es niemals auf morgen.“

„Noch wichtiger aber,“ sprach die Mutter, „ist eine andere Lehre, die gleichsam auf diesen übel zugerichteten Blättern geschrieben steht:

Dem Bösen thu' gleich Anfangs Wiederstand,
Sonst nimmt's am Ende schrecklich überhand.

28.

Der große Kohlkopf.

Zwei Handwerksbursche, Joseph und Benedikt, gingen einst an dem Krautgarten eines Dorfes vorbei.

„Sieh' doch,“ sagte Joseph, „was das für große Krautköpfe sind!“ Denn so nannte er die Kohlköpfe.

„Ei,“ sagte Benedikt, der gern prahlte, „die sind gar nicht groß. Auf meiner Wanderschaft habe ich einmal einen Krautkopf gesehen, der war viel größer, als das Pfarrhaus dort.“

Joseph, der ein Kupferschmid war, sprach hie=

rauf: „Das will viel sagen. Indeß habe ich einmal einen Kessel machen helfen, der war so groß, als die Kirche.“

„Aber um des Himmels willen,“ rief Benedikt, „wozu hatte man denn einen so großen Kessel nöthig?“

Joseph sagte: „Man wollte deinen großen Krautkopf darin sieden.“

Benedikt sagte beschämt: „Nun seh' ich erst, wo das hinaus will! Du hältst es sonst immer mit der Wahrheit, und hast jetzt nur so geredet um meine prahlerische Lüge lächerlich zu machen. Ich muß mir dies gefallen lassen. Denn —

Wer unverschämt mit Lügen prahlt,
Der wird mit gleicher Münz bezahlt.

29.

Die Rübe.

Ein armer Taglöhner hatte in seinem Garten eine ungemein große Rübe gezogen, über die sich Jedermann verwunderte. „Ich will sie unserm gnädigen Herrn verehren,“ sagte er; „denn es freut ihn, wenn man Feld und Garten wohl bestellt.“

Er trug die Rübe in das Schloß. Der Herr des Schlosses lobte den Fleiß und den guten Willen des Mannes, und schenkte ihm drei Dukaten. Ein Bauer im Dorfe, der sehr reich und sehr geizig war, hörte das, und sprach: „Jetzt verehre

ich dem gnädigen Herrn auf der Stelle mein großes Kalb. Gibt er für eine lumpichte Rübe schon drei Goldstücke, wie viel werde erst ich für ein so schönes Kalb bekommen!"

Er führte das Kalb an einem Stricke in das Schloß, und bat den gnädigen Herrn, es zum Geschenke anzunehmen. Der Herr merkte wohl, warum sich der geizige Bauer so freigebig anstelle, und sagte, er wolle das Kalb nicht.

Allein der Bauer fuhr fort zu bitten, die geringe Gabe doch nicht zu verschmähen. Endlich sprach der kluge Herr: „Nun wohl; weil Ihr mich denn dazu zwingt, so nehme ich das Geschenk an. Da Ihr aber so besonders freigebig gegen mich seyd, so darf ich mich auch nicht karg finden lassen. Ich will Euch daher ein Gegengeschenk machen, das mich wohl zwei- bis dreimal mehr kostet, als euer Kalb werth ist." Und mit diesen Worten gab er dem erstaunten und erschrockenen Bauer — die ihm wohlbekannte, große Rübe.

Ein edles Herz erwirbt sich Lohn,
Versteckter Eigennutz nur Hohn.

30.

Die schöne Purpurfrucht.

Der kleine Ludwig besah in dem Garten die fremden Gewächse, die in zierlichen Töpfen auf dem

Blumengestelle prangten. Da erblickte er an einer niedrigen Staude mit schönen, dunkelgrünen Blättern eine länglichte Frucht, deren prächtiges Roth wohl Purpur und Scharlach übertraf.

„Welch' eine wunderschöne Frucht!" sprach er. „In dem ganzen Garten gibt es keine schönere. O, die muß wohl auch recht gut schmecken!" Er schaute sorgfältig umher, ob ihn Niemand sehe, riß die Frucht ab, und fing an, sie zu essen. Allein plötzlich war es ihm nicht anders, als hätte er brennendes Feuer im Munde. Er spuckte die Frucht heulend und schreiend wieder aus; allein das heftige Brennen und Beißen wollte gar nicht nachlassen.

Da kam die Mutter herbei und sagte: „O du ungehorsames Kind! Wie oft habe ich dir befohlen, von Beeren und Früchten, die du nicht kennest, sollst du auch nicht essen. Nun bist du für deinen Ungehorsam gestraft. Diese Frucht, wie so manche schöne aber giftige Frucht, die man spanischen Pfeffer nennt, ist übrigens hier ein rechtes Bild der Sünde, die uns mit betrüglichem Scheine lockt, deren Genuß aber nur Schmerz und Tod bringt."

Willst du der Sünde Lust genießen,
So wirst du stets es schrecklich büßen.

31.

Der Goldstrauch.

Der junge Eduard hatte seine Lust daran, die Leute zum Besten zu haben. Einst schrieb er in seinem Zimmer einen Brief, und hatte sechs neue Ducaten auf seinem Schreibtische liegen, die er in den Brief einschließen wollte.

Emilie, sein kleines Schwesterchen, kam in das Zimmer, sah die blinkenden Goldstücke liegen und sagte: „Bruder, wo wächs't doch wohl das Gold?

Eduard sagte: „Die Ducaten wachsen auf dem Goldstrauche. Man steckt sie, wie die Bohnen, in die Erde; da werden große Sträuche daraus, die voll Dukaten hängen.“

Er schrieb eifrig weiter. Emilie aber nahm, ohne daß Eduard darauf achtete, die Ducaten, lief in den Garten, und steckte sie in die Erde. Als er eben mit dem Briefe fertig war, kam sie wieder herein, und sagte: „Eduard, jetzt wirst du recht viele Ducaten bekommen; ich habe sie schon angesäet.“

Eduard sprang verdrießlich auf, nahm Emilien bei der Hand, eilte mit ihr in den Garten, und sagte: „Sogleich sag mir, wo hast du die Ducaten hingesteckt?“ Allein entweder wußte das Kind das rechte Plätzchen nicht mehr zu finden, oder einer

der Tagwerker, die in dem Garten arbeiteten, hatte das Geld heimlich herausgenommen — kurz, die Ducaten waren verloren.

Als der Vater die Geschichte vernahm, sprach er: „Eduard, du hast mit deiner Lüge die Strafe von sechs Ducaten wohl verdient. Emilie war freilich sehr einfältig, daß sie Ducaten aussäen wollte; du aber bist sehr boshaft, daß du immer Lügen ausstreuest!"

Die Lügen sind ein böser Samen,
Aus dem nie gute Früchte kamen!

32.

Ein kostbares Kräutlein.

Zwei Mägde, Brigitte und Walpurg, gingen der Stadt zu, und jede trug einen schweren Korb voll Obst auf dem Kopfe.

Brigitte murrte und seufzte beständig; Walpurg aber lachte und scherzte.

Brigitte sagte: „Wie magst du doch lachen? Dein Korb ist ja so schwer, wie der meinige, und du bist um nichts stärker, als ich."

Walpurg sprach: „Ich habe ein gewisses Kräutlein zur Bürde gelegt; daher fühle ich sie kaum."

„Ei!" rief Brigitte, „das muß ein kostbares Kräutlein seyn. Ich möchte mir meine Last damit auch erleichtern. Sag' mir doch, wie es heißt."

Walpurg antwortete: „Das kostbare Kräutlein, das alle Beschwerden leichter macht, heißt — Geduld.

Leichter trägt, was er auch trägt,
Wer Geduld zur Bürde legt.

33.

Das Mohnkörnlein.

Ein Kaufmann kam von einer weiten Reise über das Meer zurück, und brachte allerlei Kostbarkeiten mit nach Hause.

Seine Anverwandten bewillkommten ihn freudig, und er erlaubte ihnen, von den mitgebrachten schönen Sachen nach Belieben ein oder das andere Stück auszuwählen.

Die Männer wählten entweder eine reiche Goldstufe, oder eine rothe, ästige Koralle, oder eine Meerschnecke, die fein bemaltem Porzellan glich; die Frauen suchten sich gute Perlen, oder farbige Edelsteine, oder einen hellen, funkelnden Diamant aus.

Ein sehr verständiger Mann aber griff nach einem kleinen zusammengelegten Papier, auf dem das Wort „Mohnsamen" geschrieben stand. Als er es öffnete, war aber nur noch ein einziges Samenkörnlein darin; die übrigen waren, weil sie sogar winzig klein sind, auf der Reise herausgefallen und verloren gegangen.

Die Umstehenden lachten ihn aus; er aber sprach: „Alle diese Dinge, die ihr gewählt habt, sind herrliche Werke Gottes; allein dieses kleine Mohnkörnlein ist noch ein größeres Wunder Seiner Weisheit und Güte. — Der Mohn ist übrigens hier zu Lande noch gänzlich unbekannt; ich weiß aber dennoch so viel von ihm, daß ich dieses Körnlein allen diesen Schätzen hier weit vorziehe."

Er brachte das Körnlein in seinem Garten mit großer Sorgfalt in die Erde, und bekam noch im nämlichen Jahre so viel Samen, daß er im nächsten Jahre ein großes Stück Land damit anbauen konnte.

Als die Leute den prächtig blühenden Acker voll großer Purpurblumen sahen, erstaunten sie und riefen: „Wie wunderbar weise hat Gott jenes Körnlein eingerichtet, daß alle diese schönen Blumen daraus hervor kommen konnten!"

Als sie das reine, gute Oehl kosteten, das aus den Samenkörnern bereitet ward, betheuerten sie, jenes einzige kleine Körnlein werde eine große Wohlthat über das ganze Land bringen, und sagten einmüthig:

„Die Segensfülle ist unendlich groß,
Die Gott in manches Samenkorn verschloß."

34.

Die Kürbisse.

Andreas, der Sohn eines Bauers, hatte auf seinem Kasten mehrere goldgelbe Kürbisse stehen, die ihn sehr freuten. Eines Tages waren sie ihm alle weg gekommen, und er war darüber sehr aufgebracht. Er klagte es dem Vater, der mit der Mutter eben in die Stadt fahren wollte.

„Habe wegen einer so geringen Sache keinen so großen Verdruß," sagte der Vater, „und geh an deine Arbeit. Schlage diesen Nachmittag das Korn droben auf dem Boden fleißig um, und ich stehe dir dafür, du sollst deine Kürbisse wieder bekommen."

Abends kam der Vater zurück und fragte: „Hast du den Kornhaufen umgestürzt?" „Ja!" sagte der Sohn. „Sind deine Kürbisse zum Vorschein gekommen?" fragte der Vater weiter. „Nein," antwortete der Sohn.

„O du frecher, unverschämter Lügner!" rief jetzt der Vater mit zorniger Stimme; „habe ich dich jetzt ertappt? Sieh, ich wollte dich nur prüfen, und habe deßhalb die Kürbisse an verschiedenen Stellen in dem Kornhaufen versteckt. Wenn du das Korn tapfer herum geschaufelt hättest, so hättest du sie sicher gefunden. Jetzt aber ist deine Lüge am Tag."

Der Sohn wurde feuerroth vor Scham, und bat den Vater flehentlich um Verzeihung. Der Vater sprach: „Ich will dir verzeihen, wenn du mir versprichst, dich zu bessern und dir deßhalb das Sprüchlein zu merken:

So frech dein Mund auch lügen mag,
Man bringt die Lüge leicht an Tag.

35.

Der Kürbiß und die Eichel.

Ein Bauersmann lag in dem Schatten einer Eiche, und betrachtete eine Kürbißstaude, die an dem nächsten Gartenzaune empor wuchs. Da schüttelte er den Kopf, und sagte: „Hum! hum! das gefällt mir nicht, daß die kleine niedrige Staude eine so große, prächtige Frucht trägt, der große, herrliche Eichbaum aber nur so kleine, armselige Früchte hervorbringt. Wenn ich die Welt erschaffen hätte, so hätte mir der Eichbaum mit lauter großen, goldgelben, zentnerschweren Kürbissen prangen müssen. Das wäre dann eine Pracht zum Ansehen gewesen!“

Kaum hatte er dieses gesagt, so fiel hoch aus dem Gipfel des Baumes eine Eichel herab, und traf ihn so stark auf die Nase, daß sie blutete. „O weh!“ rief jetzt der erschrockene Mann, „da habe ich für meine Nasenweisheit einen derben

Nasenstüber bekommen. Wenn diese Eichel ein Kürbiß gewesen wäre, so hätte er mir die Nase gar zerquetscht."

Mit Weisheit und mit Wohlbedacht
Hat Gott die ganze Welt gemacht.

36.

Der schöne Eichbaum.

Ein Schäfer saß in dem Schatten einer Eiche, und sein kleiner Sohn saß neben ihm. Da kamen drei fremde Männer, die unter der Landwehr dienten, und in ihren blauen Monturen und mit ihren Bärenmützen und glänzenden Waffen ein sehr kriegerisches Aussehen hatten.

Sie blieben stehen, und bewunderten die prächtige Eiche. „Ein schöner Baum!" sagte der Eine. Wenn sein Holz zum Verkohlen taugte, wollte ich wohl etwas daran gewinnen!" „Das könnte wohl seyn, Kohlenbrenner!" sagte der Schäfer.

Der Andere rief: „Wenn ich den Baum abschälen dürfte, so könnte ich mich auf ein ganzes Jahr mit Lohe versehen." „Wohl wahr, Gerber," sagte der Schäfer; „es wäre aber doch Schade um den schönen Baum!"

Der Dritte sprach: „Ei, ei! Wie hängt der Baum so voll Eicheln! Wenn ich sie meinen Schweinen verfüttern könnte, da wollte ich gute

Würste zu Markt bringen." Der Schäfer sagte: „Die Eicheln werden bald versteigert; da müßt Ihr auch darauf bieten, Meister Metzger!"

Als die drei Männer fort waren, sagte der Knabe des Schäfers: „Vater! kennst du diese Männer schon länger?" „Nein," sprach der Schäfer; „ich sehe sie heute zum ersten Mal."

„Aber," fragte der Knabe weiter, „woher weißt du denn, daß der Erste ein Köhler, der Zweite ein Gerber, und der Dritte ein Metzger sey? Man sieht es ihnen ja nicht an; sie sind ja alle drei wie Soldaten gekleidet."

„An den Kleidern," sprach der Vater, „merkt man es freilich nicht! ich nahm es aber aus ihren Reden ab. — Jeder Mensch redet gern von seinen Geschäften; am allerliebsten aber von dem, wovon ihm das Herz voll ist. So reden gute Menschen nur Gutes; böse Menschen hingegen verrathen sich bald durch böse Reden, und so kann man sie leicht kennen lernen und sich vor letztern in Acht nehmen."

Was tief im Menschenherzen steckt,
Der Mund des Menschen bald entdeckt.

37.

Die große Buche.

Einmal in uralter Zeit erschienen zwei Jünglinge, Edmund und Oßwald, vor Gericht.

Edmund sagte zum Richter: „Als ich vor drei Jahren auf Reisen ging, gab ich diesem Oßwald, den ich für meinen besten Freund hielt, einen kostbaren Ring mit Edelsteinen in Verwahrung; allein jetzt will er mir den Ring nicht mehr zurück geben."

Oßwald legte seine Hand auf die Brust, und rief: „Ich betheure bei meiner Ehre, daß mir von dem Ringe nicht das Geringste bekannt ist. Mein Freund Edmund muß in der That nicht recht bei Sinnen seyn."

Der Richter sprach: „Edmund! kann es dir Jemand bezeugen, daß du ihm den Ring übergeben hast?"

Edmund sagte: „Leider war Niemand dabei, als ein alter sehr großer Buchbaum im Felde, unter dem wir ausruhten und von einander Abschied nahmen."

Oßwald sagte: „Ich bin bereit, einen Eid darauf abzulegen, daß ich von dem Baume so wenig weiß, als von dem Ring."

Der Richter sprach: „Edmund, geh hin und bringe mir einen Zweig von dem Baume. Ich will ihn sehen. Du aber, Oßwald, warte indessen hier, bis Edmund zurück kommt."

Edmund ging. Ueber eine kleine Weile sprach der Richter: „Wo doch Edmund so lange bleiben mag? Oßwald, öffne einmal das Fenster, und sieh, ob er noch nicht kommt."

Oßwald sagte: „O Herr, so bald kann er noch nicht zurück kommen. Der Baum ist über eine Stunde weit von hier entfernt.“

Da rief der Richter: „O du gottloser Lügner, der du deine Lüge vor Gott, dem höchsten Richter, der in alle Herzen blickt, beschwören wolltest! Du weißt um den Ring eben so gut als um den Baum.“

Oßwald erschrak und zitterte. Er mußte den Ring herausgeben, und wurde auf ein Jahr zum Gefängniß verurtheilt. „Dort,“ sagte der Richter, „wirst du Zeit finden, die große Wahrheit zu bedenken:

Es kommt dereinst der Tag der Schrecken,
Der jede Lüge wird entdecken.“

38.

Die Weide und die Eiche.

Eines Morgens, nach einer furchtbar stürmischen Nacht, ging Vater Richard mit seinem Sohne Anselm auf das Feld hinaus, um zu sehen, ob der Sturm Schaden angerichtet habe.

Der kleine Anselm rief: „Ei, sieh doch, Vater, die große, starke Eiche liegt dort auf dem Boden, und die schwache Weide hier am Bache steht noch schlank und aufrecht da. Ich meinte doch, der Sturmwind wäre mit der Weide leichter fertig geworden, als mit der stolzen Eiche, die bisher jedem Winde getrotzt hat.

„Kind,“ sagte der Vater, „die starke Eiche mußte brechen, weil sie sich nicht biegen konnte; die geschmeidige Weide aber gab dem Sturme nach, und so konnte er ihr nichts anhaben.“

Mit Stolz und Trotz bringt man's nicht weit;
Viel besser ist Nachgiebigkeit.

39.

Die Erdschwämme.

Die Mutter schickte einst die kleine Katharina in den Wald, Schwämme zu suchen, weil sie der Vater sehr gern aß. „Mutter,“ rief das Mädchen, als sie zurück kam, „diesmal hab' ich recht schöne gefunden! Da sieh nur,“ sagte sie, und öffnete das Körbchen, „sie sind alle schön roth, wie Scharlach, und wie mit weißen Perlen besetzt. Es gab wohl noch von jenen braunen unansehnlichen, von denen du neulich brachtest; sie waren mir aber zu schlecht, und ich ließ sie stehen.“

„O du einfältiges, thörichtes Kind,“ rief die erschrockene Mutter. „Diese schönen Schwämme sind trotz Scharlach und Perlen lauter giftige Fliegenschwämme, und wer davon ißt, muß sterben. Jene braunen aber, die man Brätlinge nennt, und die du verschmähtest, gehören ungeachtet ihres schlechten Aussehens unter die besten.“

„So liebes Kind, ist es noch mit vielen Din-

gen in der Welt. Es gibt Tugenden, die wenig Aufsehen machen; und glänzende Fehler, die der Thor bewundert. Ja der betrügerische Schein des Bösen kann uns leicht zur Sünde verführen. Allein

Die Sünde, die uns Lust verspricht,
Ist süßes Gift — o trau ihr nicht!"

40.

Der Acker.

Die Hütte des armen Niklas stand auf einem Platze, der ganz mit Dornbüschen und Haselstauden überwachsen war. An einem heißen Tage, zur Zeit der Aernte, lag Niklas im Schatten einer Haselstaude. Ein Bauer fuhr mit einem hochgeladenen Wagen voll Korn an ihm vorbei. Niklas sah den vollen Wagen mit schelen Augen an, und grüßte den Bauer kaum.

Der Bauer blieb stehen, und sagte zu Niklas: „Wenn du von diesem wüsten Boden, der dein Eigenthum ist, täglich nur so viel umarbeiten wolltest, als du mit deinem faulen Körper bedeckst, so könntest du jährlich wohl mehr Korn schneiden, als du auf dem Wagen da siehst."

Dem Niklas leuchtete der gute Rath ein. Er reutete das Gesträuch und die Stauden aus, und bearbeitete den Boden. So bekam er einen Acker,

der ihn keinen Kreuzer kostete, und ihn und die Seinigen reichlich ernährte.

Der Faule leidet bittere Noth,
Dem Fleißigen fehlt's nie an Brod.

41.

Die Kornähren.

Ein Landmann ging mit seinem kleinen Sohne Tobias auf den Acker hinaus, um zu sehen, ob das Korn bald reif sey.

„Vater! wie kommt's doch," sagte der Knabe, „daß einige Halme sich so tief zur Erde neigen, andere aber den Kopf so aufrecht tragen? Diese müssen wohl recht vornehm seyn; die andern, die sich so tief vor ihnen bücken, sind gewiß viel schlechter?"

Der Vater pflückte ein Paar Aehren ab, und sprach: „Sieh diese Aehre hier, die sich so bescheiden neigte, ist voll der schönsten Körner; diese aber, die sich so stolz in die Höhe streckte, ist ganz taub und leer."

Trägt einer gar so hoch den Kopf,
So ist er wohl — ein eitler Tropf.

42.

Stroh und Reisig.

Eine arme Wittwe und ihre zwei Knaben kehrten eines Abends aus dem nahen Weidengebüsche,

wo sie Reisholz gesammelt hatten, zurück in ihr Dorf. Die Mutter trug einen großen, und jeder der Knaben einen kleinen Büschel Weidenzweige auf dem Kopfe, die mit einem Strohbande zusammen gebunden waren.

Unterwegs begegnete ihnen ein reicher Kaufmann aus der Stadt, und sie baten ihn um ein Almosen. Der reiche Mann sagte aber zur Wittwe: „Ihr braucht nicht zu betteln. Uebergebt die zwei Knaben mir; da sollen sie lernen, aus Reis und Stroh Gold zu machen.

Die Mutter hielt das für Scherz; allein der Kaufmann versicherte, es sey wirklich sein Ernst. Da willigte sie endlich ein, und der Kaufmann ließ dem einen Knaben das Korbmachen, und dem andern das Strohflechten lernen.

Nach drei Jahren kamen sie in die arme Hütte ihrer Mutter zurück, verfertigten unermüdet die schönsten Körbe und die feinsten Strohhüte, und überlieferten die Waaren dem Kaufmanne.

Eines Tages nun trat der Kaufmann in ihre Stube, bezahlte die erhaltenen Arbeiten in lauter Ducaten, und sprach lächelnd zur Mutter: „Nicht wahr, ich habe Recht gehabt und Wort gehalten?“

Ihr Kinder, seyd dem Fleiße hold,
Er wandelt Stroh und Reis in Gold.

43.

Die Erbsen.

Ein Taschenspieler bat um die Erlaubniß, vor dem Fürsten ein noch nie gesehenes Kunststück zu machen. Der Fürst erlaubte es, und der Künstler trat mit einer Schale voll eingeweichter Erbsen in das Zimmer, ließ sich eine Nadel vorhalten, und warf mit den Erbsen so sicher, daß die Erbse allemal an der Nadelspitze stecken blieb.

Der Fürst sprach: „Lieber Mann, Ihr habt Euch in der That sehr große Mühe gegeben, und sehr viele Zeit darauf verwendet, es so weit zu bringen. Ich will Euch dafür belohnen." Er sagte einem Bedienten etwas in Geheim, und dieser ging hinaus, und kam bald darauf mit einem schweren Sacke wieder herein. Der Künstler freute sich sehr und glaubte, der Sack werde voll Gold seyn.

Als man nun auf Befehl des Fürsten den Sack öffnete, erblickte man darin nichts als — Erbsen. Der Fürst aber sprach: „Da euer Kunststück den Menschen nichts nützt, und sie es also auch wohl schlecht belohnen werden, so dürfte es Euch bald an den dazu nöthigen Erbsen fehlen. Deßhalb ließ ich euch damit versehen."

Befaß dich nicht mit solchen Dingen,
Die keinem Menschen Nutzen bringen.

44.

Der Lein.

Eine fleißige Landwirthin gab sich viele Mühe, recht schönen Flachs zu bauen. Da kam ein Handelsmann und sagte zu ihr: „Geben Sie mir von Ihrem einheimischen Leinsamen, und ich will Ihnen ausländischen dafür bringen, der ohne Vergleich besser ist. Sie müssen mir aber für jeden Sack voll alsdann noch einen Dukaten weiter bezahlen."

Die Frau ging den Handel ein, und der Leinhändler brachte den Lein. Als er aber den ersten Sack ausleerte — sieh, da funkelte Etwas hell in dem Leine. Es war ein goldener Ring, und die Frau rief verwundert: Das ist ja mein Ring, den ich im letzten Herbste verloren habe. Als ich mich mit meinem Leine beschäftigte, muß ich ihn abgestreift haben!"

Zu dem Leinhändler aber sagte die Frau: „Ihr seyd ein Betrüger und Euer Betrug ist nun am Tage. Ihr habt meinen eigenen Lein mir für fremden verkaufen wollen. Ihr habt anstatt der Dukaten Schläge verdient." Die Sache blieb auch nicht geheim. Der Handelsmann mußte vor Gericht Strafgeld erlegen, und kam in so üblen Ruf, daß er seine Handelschaft aufgeben mußte.

Betrügerische Leute kamen
Schon oft um Brod und guten Namen.

45.

Der Gränzstein.

Ulrich bewohnte ein hübsches Haus, das mit einem schönen grünen Platze voll fruchtbarer Bäume umgeben war. Die Wiese des Nachbars stieß daran. Der gewissenlose Ulrich wollte seinen Platz auf Kosten des Nachbars vergrößern, und rückte heimlich bei Nacht den Gränzstein eine ziemliche Strecke weiter in die Wiese des Nachbars hinein.

Einige Zeit nachher stieg Ulrich an einer Leiter auf einen Baum, Kirschen zu pflücken. Als er ganz oben war, fiel er sammt der Leiter, die zu gerade stand, rückwärts zu Boden, und zerschmetterte sich an dem Gränzsteine das Genick. Hätte Ulrich den Stein nicht verrückt, so wäre er darüber hinaus gefallen, und hätte sich auf dem weichen Grasboden wenig Schaden gethan. Daher sagt man gleichnißweise:

Wie sorglos wälzt der freche Bösewicht
Den Stein herbei, der ihm den Nacken bricht.

Zweite Abtheilung.

1.

Die Vögel.

Ein freundliches Dörflein war von einem ganzen Walde fruchtbarer Bäume umgeben. Die Bäume blühten und dufteten im Frühlinge auf das lieblichste; im Herbste aber waren alle Zweige reichlich mit Aepfeln, Birnen und Zwetschgen beladen.

Auf den Aesten der Bäume und in den Hecken umher nisteten und sangen allerlei muntere Vögel. Die Eltern ermahnten ihre Kinder öfter und sagten: „Thut doch diesen Vögelchen nichts zu leid, und rührt ihre Nester nicht an, denn das würde dem lieben Gott, der die Blumen kleidet und die Vögel nährt, sehr mißfallen. Auch uns zu lieb gab Gott den Blumen die schönen Farben und die erquickenden Wohlgerüche und den Vögeln den lieblichen Gesang.“

Allein einige böse Buben fingen an, die Nester auszunehmen und zu zerstören. Die Vögel wurden dadurch verscheucht, und zogen nach und nach ganz aus der Gegend hinweg. Man hörte in den Gärten und auf der Flur kein Vögelein mehr singen. Alles war ganz still und traurig.

Die Bosheit dieser Buben hatte aber noch eine andere traurige Folge. Die schädlichen Raupen, die sonst von den Vögeln hinweg gefangen wurden, nahmen überhand, und fraßen Blätter und Blüthen ab. Die Bäume standen kahl da, wie mitten im Winter, und die bösen Buben, die sonst köstliches Obst im Ueberflusse zu verzehren hatten, bekamen nicht einen Apfel mehr zu essen.

Nimmst du den Vögeln Nest und Ei,
Ist's mit Gesang und Obst vorbei.
Laß doch in Ruhe, liebes Kind
Die Thierchen, die unschädlich sind.

2.

Der Kanarienvogel.

Christine bat ihre Mutter, ihr ein Kanarienvögelein zu kaufen. Die Mutter sprach: „Du sollst eines bekommen, wenn du immer recht folgsam und fleißig seyn wirst, besonders aber, wenn du deinen Vorwitz aufgibst, unnöthige oder gar schädliche Dinge inne zu werden.“

Christine versprach es. Eines Tages kam sie aus der Schule nach Hause. Da sagte die Mutter: „Hier auf dem Tische steht ein neues Schächtelchen, mache es bei Leibe nicht auf, und rühre es nicht einmal an! Wenn du mir folgst, werde ich dir eine große Freude machen."

Die Mutter ging hierauf fort, um den kleinen kranken Wilhelm, ihren Taufpathen, zu besuchen. Kaum war sie zur Thür hinaus, so hatte das vorwitzige Mädchen das Schächtelchen schon in der Hand. „Es ist so leicht," sagte es, „und in dem Deckel sind kleine Löcherchen! Was mag doch wohl darin seyn?"

Sie machte das Schächtelchen auf — und sieh, augenblicklich hüpfte ein wunderschönes, gelbes Kanarienvögelein heraus, und flog freudig zwitschernd in der Stube herum.

Christine wollte das Vögelein wieder fangen und einsperren, damit die Mutter nichts merke. Wie sie nun außer Athem und mit glühenden Wangen das flinke Vögelein vergebens in der Stube herum jagte — trat die Mutter herein, und sagte: „Du ungehorsames, vorwitziges Mädchen! Das schöne Vögelein wollte ich dir schenken: ich wollte dich aber zuvor prüfen, ob du es verdienest. Jetzt aber werde ich es dem guten Wilhelm geben, der gehorsamer, und nicht so vorwitzig ist, wie du.

Ein gutes Kind thut seine Pflicht,
Sehn es auch gleich die Eltern nicht.

Die Schwalben.

Als im Frühlinge die Schwalben zurückkehrten, und in dem Hausgange eines Landmannes mit frohem Gezwitscher ihr altes Nest wieder in Besitz nahmen, sagte die Mutter: „Kinder, verjagt diese gute Vögel nicht, sondern laßt sie ruhig ein= und ausfliegen. Wer die Schwalben von seinem Hause vertreibt, der verscheucht das Glück von seinem Hause. Der Nachbar hat das Schwalbennest in seiner Kammer zerstört, und die Eilein zertreten — und von der Zeit an ging es mit seinem Hauswe= sen zurück, und er gerieth in das Verderben."

Der kleine Christian fragte den Vater, ob das so sey. Der Vater antwortete: „In einem gewis= sen Sinne ist es wirklich so. Der Nachbar hat die frommen, einfachen Sitten seiner Voreltern verlassen. Seine Voreltern und Eltern duldeten die Schwalben mit milder Schonung, und ließen sich von den muntern geschwätzigen Vögeln am frühen Morgen gern zur Arbeit wecken. Allein der Nach= bar, der gegen Menschen und Thiere hartherzig war, und halbe Nächte im Wirthshause saß, wurde unwillig, daß die Schwalben ihn in seinem Mor= genschlafe störten, und vertilgte deßhalb ihr Nest. Der rohe unfreundliche Sinn des Mannes, mit

dem er sich der Faulheit und Verschwendung ergab, und auch die Schwalben vertrieb, war eigentlich die Schuld, daß Glück und Segen von seinem Hause wichen. Und da traf es denn zu:

„Wo Sünd' und Laster sich einfinden,
Da müssen Glück und Segen schwinden."

V.

Die Spatzen.

Konrad, ein Schlosser, zerstörte eines Morgens voll Zorn die Spatzennester unter seinem Hausdache. Der kleine Pius des Nachbars sagte zu Konrads Töchterlein: „Du, Hannchen, warum hat dein Vater denn einen gar so argen Zorn über die Spatzen?"

„Ach!" sagte das Kind, „seit der Vater den goldenen Kelch und die silbernen Leuchter heimgebracht hat, schreien, wie er meint, die Spatzen alle Morgen mit Anbruch des Tages: Dieb! Dieb! —"

Der kleine Pius erzählte das seinen Eltern. Sie erschraken darüber sehr; denn wirklich war vor einem Jahre in der Kirche des Dorfes ein solcher Diebstahl begangen worden, und man hatte den Thäter noch nicht ausfindig machen können.

Der Vater des Knaben sprach daher im Vertrauen mit dem Amtmanne. Der kluge Beamte hieß ihn schweigen, forschte heimlich nach, fand,

daß der Schlosser mehr Geld ausgebe, als er verdiene, und ließ ihn einfangen. Da kam es denn heraus, daß der Schlosser mit seinem Hauptschlüssel die Thüre der Sakristei geöffnet, und den Kirchendiebstahl begangen hatte, und er wurde zum Zuchthause verurtheilt.

„O die verwünschten Spatzen," rief der Schlosser; „die sind an meinem Unglücke Schuld!" Allein der Amtmann sagte: „Nicht die Spatzen haben dich verrathen, sondern dein Gewissen. Das böse Gewissen ist ein beständiger Ankläger, der nie ruht und schon manches geheime Verbrechen an den Tag gebracht hat."

Bewahre dein Gewissen rein
Sonst lebst du stets in Angst und Pein,
Und wirst gestraft noch obendrein.

5.

Die Tauben.

Emmerich und Leopold, zwei muntere Knaben, waren Nachbarn. Der reiche Emmerich hatte mehrere schöne Tauben; der arme Leopold aber nur einige wenige von der gemeinsten Art.

Eines Tages flog von Emmerichs Tauben ein Paar hinüber in Leopolds Schlag, und fing an, hier zu nisten. Der arme Leopold dachte: „Wie glücklich wäre ich, wenn diese Tauben mir gehör-

ten! Sie sind so blendend weiß, wie Schnee; Scheitel und Schweif aber so glänzend schwarz, wie Kohlen. Von allen Tauben Emmerichs gefallen mir gerade diese am besten."

Es kam ihm die Lust an, sie zu behalten und einzusperren. „Aber, nein!" sagte er; „das darf ich nicht; das wäre ja Sünde. Ich will die Versuchung dazu überwinden." Er schloß den Schlag, fing die Tauben, und brachte sie dem Emmerich.

Emmerich hatte über die Ehrlichkeit des armen Knaben große Freude, nahm bald darauf die ersten Eier, die er von den schönen Tauben erhielt, schlich sich damit heimlich in Leopolds Schlag, und legte sie einer gemeinen grauen Taube anstatt der ihrigen unter.

Als nun die Jungen aus den Eiern krochen und Federn bekamen, war Leopold höchst erstaunt, daß sie gerade so schön weiß und schwarz wurden, wie Emmerichs schönstes Taubenpaar. Er eilte voll Freude zu Emmerich, und verkündete ihm das vermeinte Wunder.

Emmerich lächelte, erzählte, daß er die Eier ausgewechselt habe, um gegen den ehrlichen Leopold sich erkenntlich zu bezeigen, und sagte am Ende der Erzählung: „Bleibe immer so ehrlich, lieber Leopold. Denn:

Des Höchsten bester Segen ruht
Auf dem, der niemals Unrecht thut."

6.

Der Haushahn.

Zwei Räuber stiegen um Mitternacht auf einer Leiter zum Fenster einer Mühle hinein, um den reichen Müller zu berauben. Wie sie nun in dem dunkeln Hausgange leise auf den Zehen vorwärts schlichen, um die Schlafkammer des Müllers zu finden, wo er sein Geld aufbewahrte, krähte nicht weit von ihnen der Haushahn.

Der jüngere Räuber fuhr zusammen, und sagte leise: „Der Hahn hat mich recht erschreckt! Wir wollen wieder umkehren; der Diebstahl möchte aufkommen.“

„Du furchtsamer Tropf!“ sprach der ältere; „wer uns in den Weg kommt, den stoßen wir mit unsern Messern nieder. Dann kräht kein Hahn darnach!“

Die Bösewichter versetzten dem Müller, der sich tapfer wehrte, eine tödliche Wunde, und machten sich mit dem Gelde davon.

Drei Jahre nachher blieben sie einmal in dem Wirthshause eines abgelegenen Walddorfes über Nacht. Da krähte der Haushahn ganz nahe bei ihnen so laut, daß beide davon erwachten.

„Der verwünschte Hahn,“ sprach der ältere Räuber; „ich könnte ihm gleich den Kragen um-

drehen. Seit jener Nacht in der Mühle ist mir sein Krähen in der Seele zuwider."

„Geht's dir auch so, wie mir!" sprach der jüngere. „Wir hätten den Müller nicht umbringen sollen. Denn seit der Zeit geht mir, so oft ein Hahn kräht, ein Stich durch das Herz."

Sie schliefen wieder ein; aber gegen Morgen drangen plötzlich bewaffnete Männer in die Kammer und nahmen sie gefangen. Der Wirth hatte, da zwischen ihrer Schlafkammer und der seinigen nur eine leichte Bretterwand war, ihr Gespräch gehört, und sogleich bei dem nächsten Amtsgerichte Anzeige davon gemacht.

Als nun beide Mörder wegen ihres Mordes hingerichtet wurden, sagten die Leute: „So hat doch ein Hahn darnach gekräht! Besser wäre es gewesen, sie hätten sich von dem warnen lassen, der zuvor gekräht hat."

Es ruft der Hahn in dunkler Nacht:
Nimm dich vor Böseسthun in Acht,
Weh' dem der eine böse That vollbracht.

7.

Die Henne.

Brigitte, eine arme Spinnerin, saß eines Abends allein in ihrer Stube und spann. Da kam bei der offenen Thür mit langsam bedächtlichen Tritten

eine Henne herein, die der Nachbarin gehörte. Brigitte machte geschwind die Thüre zu, fing die Henne und trug sie in ihr Kämmerlein unter dem Dache. „Hier will ich sie heimlich füttern," sagte sie, „so bekomme ich nach und nach einige Dutzend Eier."

Wirklich legte die Henne sogleich am nächsten Morgen ein Ei. Allein einen Umstand hatte Brigitte zu ihrem großen Schrecken nicht vorher bedacht. Sobald das Ei gelegt war, fing die Henne an, mächtig zu gacksen. Brigitte sprang eilig die Stiege hinauf, sie zum Schweigen zu bringen. Doch die Nachbarin hatte das Gacksen bereits gehört, trat mit einem Mal laut schmählend in die Kammer, und nahm ihre Henne wieder mit sich fort.

Brigitte hatte von der reichen Nachbarin bisher öfter Mehl, Butter und Eier geschenkt bekommen; allein von nun an erhielt sie nicht mehr das Geringste, und kam überdies noch in den üblen Ruf einer Diebin.

Unrechtes Gut duld' nicht im Haus,
Es ruft oft selbst den Diebstahl aus.

8.

Das Ei.

Zur Zeit des Krieges drangen die Feinde in eine Stadt ein, und forschten überall nach einem frommen, rechtschaffenen Manne, der ihnen vor al-

len andern Bürgern verhaßt war, und dem sie den Tod geschworen hatten.

Er flüchtete sich in ein altes großes Gebäu, hoch unter das Dach, und verbarg sich da unter aufgeschichtetem Reisig und Brennholze. Er hörte den Lärmen der Soldaten, die ihn auch in diesem Hause aufsuchten. Sie fanden ihn nicht, quartirten sich aber hier ein.

Er durfte sich nicht hervorwagen. Der Hunger quälte ihn sehr und er betete: „O Du lieber Gott, Du hast mich diesen Zufluchtsort finden lassen; o laß mich hier nicht verschmachten!"

Horch! da hörte er das Gackſen einer Henne. Er suchte nach, fand ihr Nest, und darin zwei oder drei Eier. Er getraute sich nicht, alle zu nehmen, weil er fürchtete, die Henne möchte ihre Eier sonst nicht mehr hieher legen. Er nahm nur eines davon und erquickte sich damit.

Am folgenden Tage legte die Henne wieder ein Ei, mit dem er sein Leben fristete, und so ging es fort alle Tage, bis die Feinde abgezogen waren, und er zur großen Freude seiner Freunde sich nun wieder öffentlich sehen lassen durfte.

Wie gütig weiß der liebe Gott,
Zu retten uns aus jeder Noth!

9.

Die Gans.

Die Gans ist ein sehr nützlicher Vogel," sagte Adelbert. „Man nennt sie zwar dumm, und sie mag es auch wohl seyn. Allein sie hat doch drei Geschicklichkeiten, die kein anderes Thier in sich vereinigt; nur den Schwan, die Ente, und noch andere Schwimmvögel ausgenommen. Sie kann Wasser, Luft und Erde zu ihrem Vortheile benützen. Sie schwimmt auf dem Wasser, sie erhebt sich in die Luft und fliegt, sie kann auf der Erde gehen. Welches andere Thier kann dieses Alles?"

„Wohl wahr," sprach Bruder Benno, „allein dieses Alles kann sie nur sehr unvollkommen. Oder kann sie fliegen, wie ein Adler? Schwimmt sie wie ein Fisch? Und was ist ihr wackelnder Gang gegen den schnellen Lauf des wenig geachteten Haasen?"

„Sehr gut bemerkt," sprach der Vater. „Allein ein Thier ist und bleibt nun einmal, wie es geschaffen ist, und kann es in keinem Stücke weiter bringen. Der Mensch allein vermag jede seiner Fähigkeiten zu höherer Vollkommenheit auszubilden. Wer sich jedoch auf zu vielerlei Dinge verlegt, der weiß und kann am Ende nun wohl von allen Etwas, im Ganzen aber nichts. Nur Eine Wissen-

schaft oder Kunst recht lernen und üben, macht den Meister.

Wer sich befaßt mit gar zu vielen Dingen,
Dem wird wohl selten Eines ganz gelingen.

10.

Die Emmerlinge.

Zwei Kinder aus dem Dorfe gingen zur harten Winterszeit der Mühle zu, und jedes trug ein Säcklein Korn auf dem Kopfe. Als sie an dem Garten des Müllers vorbei kamen, erblickten sie einige Emmerlinge, die hungrig auf der bereiften Hecke saßen. Die kleine Bertha hatte herzliches Mitleid mit den kleinen, gelben Vögelein. Sie öffnete den Sack, und streute ihnen ein Paar Händchen voll Körner hin.

Robert, ihr Bruder, zankte mit ihr, und sagte: „Du gutherzige Thörin! Warte nur, du wirst gewiß weniger Mehl bekommen, und dann werden unsere Eltern dich deßhalb bestrafen.“

Bertha erschrak, und sagte: „Je nun, ich hätte das vielleicht nicht thun sollen. Indessen werden unsere guten Eltern mir meine Gutherzigkeit nicht übel nehmen, und Gott kann uns ja auf eine andere Weise dafür segnen.“

Als die zwei Kinder wieder in die Mühle kamen, das Mehl abzuholen, sieh! da war in dem

Sacke der mitleidigen Bertha noch einmal so viel Mehl als in Roberts Sacke. Robert erstaunte, und Bertha war sehr geneigt, dies für ein Wunder anzusehen.

Allein der wackere Müller, der das Gespräch der Kinder dort an der Hecke gehört hatte, sagte zu Bertha: „Dein mitleidiges Herz gegen die hungrigen Vögelein hat mir so wohl gefallen, daß ich dir doppelt maß. Obwohl aber ich das Mehl in den Sack that, so darfst du es dennoch als einen Segen betrachten, den dir Gott beschert hat, deine Gutherzigkeit zu belohnen."

Den guten mitleidsvollen Seelen
Wird Gottes Segen niemals fehlen.

11.

Die Meise.

„Sieh doch die prächtige Kohlmeise dort auf dem Apfelbaume!" sagte Lorenz zu seiner Schwester Luzie. „Die will ich bald haben." Er kletterte auf den Baum, stellte dort einen Meisenschlag auf, und verbarg sich dann mit seiner Schwester in die Gartenlaube, um auf den Vogel zu lauern.

Die Meise ging richtig in die Falle, und Lorenz war sogleich wieder auf dem Baume, fiel aber, indem er den Vogel herausnehmen wollte, sammt dem Meisenschlage herab. Der Vogel war ent-

wischt, und Lorenz hatte an einem abgebrochenen Äste die Hand verwundet.

Luzie sagte: „O du armer Bruder! deine Hand blutet. Nun wirst du es wohl bleiben lassen, noch einmal auf den Baum zu steigen, um die Meise zu fangen; du könntest sonst noch Arm und Bein brechen."

„Ei," sagte Lorenz lachend," deßhalb bleibe ich nicht drunten. Allein gegenwärtig wäre meine Mühe vergebens. Denn die Meise scheut den Schlag, in welchem sie schon einmal gefangen war."

„Wenn das so ist," sagte Luzie, „so ist ja die Meise klüger, als du. Sie geht nicht mehr dahin, wo sie Gefahr wittert. Du aber, der du erst diesen Augenblick eine Wunde davon getragen hast, und mit genauer Noth einem noch größern Unglücke entgangen bist, willst dich dennoch mit lachendem Munde auf's Neue in Gefahr wagen?"

Wen kleines Unglück nicht kann weiser machen,
Der wird am Ende weinen, statt zu lachen.

12.

Der Staar.

Der alte Jäger Moritz hatte in seiner Stube einen abgerichteten Staar, der einige Worte sprechen konnte. Wenn zum Beispiele der Jäger rief: „Stärlein, wo bist du?" so schrie der Staar allemal: „Da bin ich!"

Des Nachbars kleiner Karl hatte an dem Vogel eine ganz besondere Freude, und machte demselben öfters einen Besuch. Als Karl wieder einmal hinkam, war der Jäger eben nicht in der Stube. Karl fing geschwind den Vogel, steckte ihn in die Tasche, und wollte damit fortschleichen.

Allein in eben dem Augenblicke kam der Jäger zur Thüre herein. Er dachte dem Knaben eine Freude zu machen, und rief, wie gewöhnlich: „Stärlein, wo bist du?“ — und der Vogel in der Tasche des Knaben schrie, so laut er konnte: „Da bin ich!“

Ein Diebstahl sey so schlau er mag,
Er kommt oft seltsam an den Tag.

13.

Der Storch.

Eva, eine Bauerntochter, hatte auf einem grünen sonnigen Plätzchen ihres Baumgartens sehr feines Garn, das sie selbst gesponnen hatte, zum Bleichen ausgebreitet. Barbara, die Tochter des Nachbars, kam öfter in den Garten herüber, zeigte an dem schönen Garn eine große Freude, und half Even es begießen.

Eines Tages merkte Eva, daß einige Stücke des Garns fehlten. Sie hatte sogleich ihre Gespielin im Verdacht, lief zu ihr hinüber, und schrie:

„Barbara! Du hast mir mein Garn gestohlen! Kein fremder Mensch kam in den Garten, als du. Sogleich gieb es mir zurück!“ Barbara betheuerte vergebens ihre Unschuld; sie wurde im ganzen Dorfe als eine Diebin verschrien.

Im nächsten Jahre wurde das alte Storchennest auf dem Kirchthurme ausgebessert — und sieh, da fand man das Garn in dem Neste. Der Storch hatte es also gestohlen, und Barbara's Unschuld war am Tage. Eva bat sie mit weinenden Augen um Verzeihung. „Ach,“ sagte sie, „ich habe mich arg betrogen. Es ist doch wahr:

Der Argwohn ist ein Schelm, der leicht betrügt,
Wohl dem, der ihn sogleich besiegt.“

11.

Der Kukuk.

1.

An einem lieblichen Maimorgen gingen Jörg und Michel in den Wald; da ließ sich der muntere Kukuk das erste Mal hören.

„Das ist ein Glücksvogel,“ sagte der abergläubische Jörg: „sein Ruf verkündet mir Glück; zum wenigsten eine Tasche voll Geld.“

„Warum denn gerade dir?“ sprach Michel, der eben so abergläubisch war. „Ich sehe nicht, warum du bei dem Kukuk höher in Gnaden stehen

solltest, als ich. Ich bin wohl noch besser als du, und ich behaupte, mir verkünde er Glück."

Anstatt sich des schönen Morgens zu freuen, fingen sie nun an zu streiten; vom Zanken kam es zu Schlägen, und zuletzt liefen beide, übel zugerichtet, im größten Zorn aus einander.

Eigennutz und Aberglauben
Können jede Lust uns rauben.

2.

Beide verwundete Knaben kamen bei dem Wundarzte wieder zusammen. Unter dem Verbinden erzählten sie ihm, wie der Streit angegangen sey, und fragten ihn, welchem von ihnen beiden wohl der Kukuk ein Glücksvogel seyn möge.

Der Wundarzt aber lachte und sprach: „O ihr Thoren! Keinem von euch beiden — sondern mir. Denn Euch beide hat der Kukuk mit blutigen Köpfen nach Hause geschickt — mir aber schafft er Geld in die Tasche."

Ein Streit wird immer beide reuen,
Und oft den Dritten nur erfreuen.

15.

Das Rebhühnernest.

Auf einem Kornacker, nahe am Walde, fanden zwei Knaben das Nest eines Rebhuhns, und es ge=

lang ihnen, die Henne, die auf den Eiern saß, zu fangen.

„Du," sagte der Größere, „nimm du die Eier; ich will die Henne behalten. Die Eier sind so viel werth, als die Henne."

„Wenn das ist," sagte der Kleine, „so gieb mir die Henne, und behalte du die Eier."

Sie fingen nun an, mit einander zu zanken, und geriethen sich in die Haare. Während des Raufens entkam dem Größern die Henne, und der Kleinere zertrat unversehens die Eier. Nun hatten sie Beide gar nichts, und sagten zu einander: „Der Vater hat Recht:

Viel besser ist's, sich mit dem Ei begnügen,
Als um die Henne sich in Haaren liegen."

16.

Das große Vogelnest.

Ein muthwilliger, grausamer Knabe suchte in allen Hecken die Vogelnester auf, und brachte die jungen Vögelein um. Vergebens warnte und bestrafte ihn sein Vater.

Einst stach er voll boshafter Freude mit spitzigen Dornen einigen jungen Finken, die bereits fliegen konnten, die Augen aus, und belustigte sich daran, wie die blinden Vögelein zu laufen und zu fliegen versuchten, und nicht wußten, wohin.

Die Mutter kam dazu und sprach: „Du gottloses Kind, denke an mich! Wenn du dich nicht besserst, so wird Gott dich gewiß noch strafen.“ Allein der böse Bube lachte heimlich über sie, und machte es je länger, je ärger.

Einmal an einem Sonntage ging er, anstatt in die Kirche, in den Wald, neue Grausamkeiten auszuüben. Da erblickte er auf einer hohen Eiche ein großes Vogelnest. Er kletterte sogleich hinauf, riß einen der jungen Vögel aus dem Neste, und warf ihn herab. Schon wollte er nach dem andern greifen, da kamen plötzlich die alten, die grimmige Raubvögel waren, herbei geflogen, und hackten mit ihren scharfen Schnäbeln ihm beide Augen aus.

Dem blinden Bösewicht ging es noch sehr übel. Er mußte nach dem Tode seiner Eltern betteln, und wenige Menschen hatten Mitleid mit ihm. Da rief er in seinem Elende oft laut aus:

O Gott, wie schrecklich wirds an dem gerächt,
Der gottlos Dir zu trotzen sich erfrecht.

17.

Der Papagei.

Ein alter Matrose kaufte in einem fernen Welttheile einen Papagei, der mit prächtigen hellgrünen Federn prangte. Der gute Mann wollte ihn der Tochter des Kaufmanns, auf dessen Schiffe er diente, als ein Geschenk von der Reise mitbringen.

Auf der Heimfahrt bekam der Matrose einen heftigen Husten, und wurde deßhalb von aller Arbeit frei gesprochen. Er lehrte nun in seinen müßigen Stunden dem Vogel einige Worte sprechen, damit die kleine Fanny eine desto größere Freude haben möge.

Als der Matrose das Geschenk überreichte, rief der Vogel auch wirklich zur großen Freude der Eltern und der Tochter: „Es lebe Fanny!" Aber kaum hatte der Vogel diese Worte gesprochen, so fing er zum großen Verdrusse des Matrosen an, so abscheulich zu husten und zu räuspern, daß alle in ein Gelächter ausbrachen.

Fanny sagte: „Das ist dumm von dem Papagei, daß er nicht nur die Worte, sondern auch den Husten seines Lehrmeisters nachmachet." Die Mutter befahl, den einfältigen Vogel sogleich aus dem Hause zu schaffen.

Der Vater aber sprach: „So dumm dieser Vogel ist, so gibt er uns doch die weise Lehre: Wir sollen nur das Schickliche und Gute, das wir an Andern bemerken, nachahmen, aber nicht, was unschicklich und böse ist."

Nur Gutes ahm' den Andern nach,
Das Böse brächte dir nur Schmach.

18.

Das schöne Reitpferd.

In einem Marktflecken lag während des Krieges ein Regiment Husaren im Quartier. Kurt, der Roßhändler, der zugleich ein Roßdieb war, stahl in der Nacht den Husaren eines der schönsten Pferde und versteckte es im Walde. Als die Husaren fort waren, ritt er mit dem gestohlenen Pferde einer weit entfernten Gegend zu, um es dort zu verkaufen.

Er kam zu einer Stadt, wagte sich jedoch nicht hinein, sondern wollte außen daran vorbei reiten. Als er aber um eine Ecke der Stadtmauer herum kam, erblickte er auf einer Wiese eine Schaar Dragoner, die eben anfingen zu exerzieren. Sobald nun die Trompete erklang, setzte das Pferd sammt dem erschrockenen Kurt über den Straßengraben, schloß sich an Reih' und Glieder der Kriegspferde an, und machte nach dem Kommandowort und dem Trompetenschall alle Bewegungen und Schwenkungen, bald im Trab' und bald im Galopp, auf das genaueste mit. Kurt war vor Angst fast außer sich, hielt sich am Sattelknopfe fest, verlor bei dem schnellen Ritte den Hut, und schwitzte große Tropfen. Die Soldaten aber lachten den armen, zitternden Kurt beständig aus.

Als das Exerziren endlich vorbei war, umringten ihn Soldaten und Officiere, und der Oberst sprach zu ihm sehr bedenklich: „Das ist ein junges, schönes, wohl abgerichtetes Soldatenpferd. Wie seyd Ihr zu dem Pferde gekommen?“ Kurt sagte, er habe es gekauft; allein von wem er es gekauft habe, konnte er nicht bestimmt angeben; er kam in weitere Untersuchung, wurde des Diebstahls überwiesen, und als ein Roßdieb bestraft.

Wer lügt und stiehlt, dem gehts mit Recht,
So klug er sey, doch endlich schlecht.

19.

Das Hufeisen.

Ein Bauersmann ging mit seinem Sohne Thomas über Feld. „Sieh,“ sprach der Vater unterwegs, „da liegt ein Stück von einem Hufeisen auf der Straße! Heb es auf und steck es ein.“

„Ei,“ sagte Thomas, „das ist ja nicht der Mühe werth, daß man sich darum bücke!“

Der Vater hob das Eisen stillschweigend auf, und schob es in die Tasche. Im nächsten Dorfe verkaufte er es dem Schmiede für einige Pfenninge, und kaufte für das Geld Kirschen.

Beide gingen weiter. Die Sonne schien sehr heiß; weit und breit war kein Haus, kein Baum

und keine Quelle zu sehen, und Thomas verschmachtete beinahe vor Durst.

Da ließ der Vater, wie von ungefähr, eine Kirsche fallen. Thomas hob sie so begierig auf, als wäre sie Gold, und fuhr damit sogleich dem Munde zu. Nach einiger Zeit ließ der Vater wieder eine Kirsche fallen; Thomas bückte sich eben so schnell darnach. So ließ der Vater ihn nach und nach alle Kirschen aufheben.

Als Thomas die letzte verzehrt hatte, wandte der Vater sich lächelnd um, und sprach: „Sieh, wenn du dich um das Hufeisen ein einziges Mal hättest bücken mögen, so hättest du dich um die Kirschen nicht so viele Male bücken müssen. Erkenne daraus, wie gut und wahr das alte Sprüchlein sey:

Wer kleine Ding' nicht achten mag,
Hat oft um klein're Müh und Plag."

20.

Der Hufnagel.

Ein Landmann sattelte sein Pferd, um in die Stadt zu reiten. Er bemerkte zwar, daß an einem Hufe ein Nagel fehle. Allein er sagte: „Auf einen Nagel kommt's nicht an," und ritt fort.

Er hatte noch nicht den halben Weg zurückgelegt, so verlor das Pferd das Hufeisen. „Wenn

eine Schmiede in der Nähe wäre," sprach er, „ließ ich das Pferd beschlagen; indeß werden es drei Eisen auch thun."

Allein das Pferd beschädigte nun auf dem steinigen Boden den Huf, und fing an zu hinken. Bald darauf sprangen zwei Räuber aus dem Walde hervor, den Reiter auszuplündern. Auf dem hinkenden Pferde konnte er nicht entfliehen, und sie nahmen ihm das Pferd sammt Zaum, Sattel und Felleisen.

„Das hätte ich nicht gedacht," sagte er, „daß ich wegen eines einzigen Hufnagels das Pferd verlieren würde."

Langsam und betrübt begab er sich zu Fuß wieder nach Hause, und schärfte von nun an seinen Kindern sehr oft das Sprüchwort ein:

Nachlässigkeit in kleinen Dingen
Wird dich in großen Schaden bringen.

21.

Die Kuh.

Verene, eine Wittwe, lebte mit ihren zwei Töchtern in ziemlich dürftigen Umständen. Was sie die Woche hindurch erwarben, das mußten sie die Woche hindurch wieder verzehren. Ueberdies verloren sie eines Tages ihre einzige Kuh, und waren darüber höchst bestürzt. „Ach," sagten sie,

„wenn Gott uns doch wieder eine Kuh gäbe; denn uns ist es unmöglich, so viel Geld aufzutreiben, um eine Kuh zu kaufen."

„Thut das Eurige getreu," sagte die Nachbarin; „so wird Gott euch Hülfe senden."

„Aber was sollen wir denn thun?" fragte Verene. Die Nachbarin sprach: „Ihr müßt für's erste durch Fleiß eure Einnahme vermehren. Ihr seyd eurer drei, und versteht euch gut auf's Spinnen, Stricken und Nähen. Arbeitet täglich ein Paar Stunden länger; es müßte doch schlecht seyn, wenn nicht jede ein Paar Kreuzer mehr verdiente, als bisher."

„Für's zweite müßt ihr durch Sparsamkeit eure Ausgaben vermindern. Ihr trinkt da zum Frühstück täglich so eine Art Brühe, die ihr Kaffee nennt. Obwohl ihr wenig Kaffee und Zucker dazu nehmt, so kostet das Ding euch doch zu viel. Eßt dafür eine Suppe, die gewiß nahrhafter ist, so erspart jede von euch wenigstens ein Paar Kreuzer. Befolgt diese zwei Stücke, legt das, was ihr so verdient und erspart, zurück, und ihr werdet bald so viel Geld beisammen haben, als eine schöne Kuh kostet."

Verene und ihre Töchter befolgten den guten Rath; und als das Jahr verflossen war, hatten sie noch einmal so viel Geld, als sie für die Kuh bezahlen mußten. Ja, was noch mehr ist, sie hat-

ten dabei gelernt, ihre dürftigen Umstände durch Fleiß und Sparsamkeit zu verbessern, und wurden nun ziemlich wohlhabend. Die Nachbarin aber sagte: „Seht ihr nun, daß ich Recht hatte? Es bleibt immer wahr:

Es mangelt nie an Gottes Segen,
Willst du nur selbst die Hände regen.

22.

Die Kuhschelle.

1.

Wendelin, ein Bauernknabe, hütete in dem Walde die Kühe. Alle waren mit Schellen versehen; die schönste Kuh aber hatte die schönste Schelle.

Da kam ein fremder Mann durch den Wald her und sagte: „Das ist eine prächtige Schelle! Was hat sie wohl gekostet?"

„Einen Thaler!" sagte Wendelin. „Nicht mehr?" rief der fremde Mann; „ich gebe dir sogleich zwei Thaler dafür."

Wendelin gab dem Manne die Schelle, und schob die zwei Thaler mit Freuden in die Tasche.

Allein da die Kuh keine Schelle mehr hatte, hörte Wendelin in dem dichten Walde nicht mehr, wo sie war. Die Kuh entfernte sich von den übrigen Kühen, und der fremde Mann, der sich im Ge-

büsche versteckt hielt, ergriff sie beim Horn, und führte sie heimlich davon.

Der arme Wendelin aber sah erst jetzt ein, daß der Schelm ihn betrogen habe.

Wer dir zu viel Gewinn verspricht,
Meint es nicht redlich; trau ihm nicht.

2.

Wendelin kam mit verweinten Augen nach Hause, und erzählte die Geschichte. „Ach," sagte er, „das hätte ich nicht gedacht, daß der Dieb mir nur deßhalb die Schelle so gut bezahle, um die Kuh zu bekommen!"

Der Vater aber sprach: „Wie der Schelm dich betrogen hat, so will die Sündenlust uns alle betrügen. Sie bringt uns Anfangs einen kleinen Gewinn, aber am Ende großen Verlust. Läßt man ihr nur einen Finger, so bemächtigt sie sich bald der ganzen Hand. Merke dir daher den Spruch:

Der Sünde trau in keinem Theil,
Sie raubt dir sonst dein ganzes Heil."

3.

Die Mutter sprach: „Aber, lieber Wendelin, dachtest du denn nicht daran, wozu der alte Brauch diene, daß man der Kuh eine Schelle anhänge?"

„Ach," sagte Wendelin, „das Geld hatte mich ganz verblendet. Ich dachte nur: Da kann ich mit schönster Art einen Thaler gewinnen. Die

Schelle ist nur eine unnöthige Zierde; die Kuh gibt davon nicht mehr Milch. Erst als die Kuh fort war, fiel mir's ein, wozu die Schelle diene."

„So geht es leichtsinnigen und leidenschaftlichen Menschen," sprach die Mutter. „Sie verwerfen manchen alten Gebrauch als unnütz und unnöthig; allein in der Folge werden sie mit Schaden klug, und sehen ein, daß solche Gebräuche ihren guten Grund hatten."

Wie gut die alten Bräuche waren,
Wird, wer sie aufgibt, bald erfahren.

23.

Die Schafe.

1.

Ein junger Schäfer hütete in dem Gebirge seine Schafe. Eines Tages saß er auf einem Felsenstücke in dem Schatten einer Tanne. Er schlief ein und wankte und nickte im Schlafe beständig mit dem vorwärts hängenden Kopfe. Der Schafbock, der nicht weit von ihm graste, meinte, der Schäfer fordere ihn zum Zweikampfe heraus und wolle mit ihm stoßen. Der Bock nahm daher eine drohende Stellung, ging, um einen rechten Anlauf zu nehmen, einige Schritte rückwärts, rannte dann auf den Schäfer zu, und versetzte ihm mit seinen Hörnern einen gewaltigen Stoß. Der Schäfer,

der sich aus seinem süßen Schlummer so unsanft geweckt sah, gerieth in wüthenden Zorn. Er sprang auf, packte den Bock mit beiden Fäusten, und schleuderte ihn weit von sich. Der verscheuchte Bock rannte fort und stürzte in den nahen Abgrund. Die Schafe, wohl ihrer hundert, sprangen dem Bocke nach, und wurden an den Felsen elend zerschmettert. Der Schäfer aber raufte sich vor Jammer die Haare aus, und rief:

„Weh' dem, der seinen Zorn nicht meistern kann.
Er richtet hundertfältig Unglück an."

2.

Die Geschichte von der unglücklichen Schafherde wurde in dem ganzen Gebirge bekannt. Ein alter Schäfer, der sehr verständig und rechtschaffen war, machte von der Geschichte noch eine sehr gute Anwendung.

Seine Söhne und Töchter wollten einst auf den Jahrmarkt in die Stadt gehen, um dort zu tanzen. Der Vater aber sprach: „Das ist nichts für euch. Dort geht es nicht immer zum Besten zu. Ich suchte euch bisher immer vor dem Verderbnisse der Welt rein zu bewahren; allein dort könntet ihr leicht verdorben werden."

Die Kinder sagten: „Ei, Andere gehen ja auch dahin!"

Der Vater sprach hierauf: „Es gingen schon

viele dahin, und büßten Gesundheit und Leben, Ehre und Unschuld ein. Wollet ihr ihnen es deßhalb nachthun? Macht es doch nicht, wie die Schafe. Ihr wißt, wenn eines in den Abgrund springt, springen die andern alle nach. Ihr nennet sie deßhalb dumme Thiere. Allein der Mensch, der sich in das Verderben stürzt, weil Andere es auch so machen, ist um nichts klüger — sondern ein wahrer Schafskopf."

Stürzt sich ein Mensch in Sünd' und Schmach:
Seyd klug, und macht es ihm nicht nach.

24.

Der Ziegenbock.

Frau von Hill wohnte in einem schönen Hause vor der Stadt. Eines Morgens sprach sie zu ihrer Magd: „Crescenz, ich gehe jetzt in die Kirche! Wenn du über die Straße gehst, um Wasser zu holen, oder in den Garten, um Bohnen zu pflücken, schließ die Hausthüre zu. Ich habe dir das schon öfters befohlen, und erwarte, daß du mir doch endlich einmal gehorchen wirst. Es könnte sich sonst leicht Jemand in das Haus schleichen und Schaden anrichten."

Die Frau ging, Crescenz räumte die Zimmer auf, ging dann zum Brunnen, und ließ richtig wie-

der alle Thüren offen stehen. „Es ist die ganze Straße hinauf und hinab kein Mensch zu sehen," sagte sie, und lachte über die allzuängstliche Sorgfalt ihrer Frau. Allein während Crescenz mit einer Magd am Brunnen plauderte, lief ein Ziegenbock zur Hausthür hinein, sprang die Stiege hinauf, und kam in das Zimmer der Frau.

Dort hing in einem goldenen Rahmen ein großer Spiegel, der beinahe bis zum Boden des Zimmers herabreichte. Der Bock sah sich in dem Spiegel, meinte, es sey noch ein Bock da, stutzte, und drohte ihm mit den Hörnern. Der Bock im Spiegel machte es auch so. Da sprang der rechte Bock plötzlich auf den eingebildeten los, und stieß so gewaltig auf ihn zu, daß der Spiegel in tausend Stücke zerbrach.

Crescenz kam mit dem Wasserkübel auf dem Kopfe eben zur Hausthüre herein, und hörte das Geklapper der Glasscherben, lief eilends in das Zimmer, sah das Unglück, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, und trieb den Bock mit vielen Streichen aus dem Hause. — Allein davon wurde der Spiegel nicht mehr ganz.

Als die Frau nach Hause kam, wurde die leichtsinnige Magd wegen ihres Ungehorsams fortgeschickt, und bekam zu einigem Ersatz des angerichteten Schadens keinen Lohn. In ihrem neuen Dienste durfte man ihr es nicht mehr befehlen, die

Thüren zu schließen. Es traf nunmehr das Sprüchlein bei ihr zu:

Unachtsame Leute müssen
Oft den Leichtsinn theuer büßen.

25.

Der Hirsch.

Hubert war noch ein unmündiger Knabe, als sein guter Vater, der Jäger zu Tannau, tief im Walde von einem unbekannten Wildschützen erschossen wurde. Die Mutter erzog den vaterlosen Knaben, so lange, bis sie ihn einem wackern Jäger in die Lehre geben konnte. Er wurde ein trefflicher Forstmann, und erhielt den väterlichen Dienst.

Eines Tages jagte nun Hubert mit mehrern Jägern und Jagdfreunden in dem Walde. Er schoß nach einem großen Hirsche, fehlte ihn, und in dem Gebüsche rief eine klägliche Stimme: „O Gott, ich bin getroffen!" Hubert eilte hin und — sieh! ein alter Mann wand sich winselnd und röchelnd in seinem Blute. Die ganze Jagdgesellschaft versammelte sich um den Sterbenden. Hubert aber kniete neben ihn hin, umfing ihn, bat ihn laut jammernd um Vergebung, und betheuerte, daß er ihn nicht wahrgenommen habe.

Allein der Sterbende sagte: „Du hast mir nichts abzubitten. Was bisher kein Mensch wußte,

will ich jetzt offenbaren. Ich bin jener Wildschütz, der deinen Vater erschossen hat. Gerade hier unter dieser alten Eiche tränkte sein Blut weit umher den Boden, und nun mußtest du, der Sohn des Ermordeten, ohne Wissen und Willen, an eben der Stelle die Mordthat an mir rächen!"

„Gott ist gerecht!" seufzte er noch, indem er verschied. Ein Schauder drang allen Umstehenden durch Mark und Bein, und einer aus ihnen rief:

Es trifft, o Gott, dein Strafgericht
Früh oder spät den Bösewicht.

26.

Der Löwe.

Ein armer Sklave, der seinem Herrn entlaufen war, wurde wieder eingefangen und zum Tode verurtheilt. Man brachte ihn auf einen großen weiten Platz, der mit Mauern umgeben war, und ließ einen furchtbaren Löwen auf ihn los. Mehrere tausend Menschen sahen zu.

Der Löwe stürzte grimmig auf den armen Menschen los — blieb aber plötzlich stehen, wedelte mit dem Schweife, sprang voll Freude um ihn herum, und leckte ihm dann freundlich die Hände. Die Leute aber verwunderten sich, und fragten den Sklaven, wie das komme.

Der Sklave erzählte: „Als ich meinem Herrn

entlaufen war, verbarg ich mich in eine Höhle der Wüste. Da kam dieser Löwe winselnd zu mir hinein, und zeigte mir seine Pratze, in der ein scharfer Dorn steckte. Ich zog ihm den Dorn heraus, und von der Zeit an versah mich der Löwe mit Wildpret, und wir lebten in der Höhle friedlich zusammen. Bei der letzten Jagd wurden wir von einander getrennt, und beide gefangen — und nun freut sich das gute Thier, mich wieder zu finden."

Alles Volk war über die Dankbarkeit des guten Thieres entzückt, und rief laut: „Es lebe der wohlthätige Mensch! es lebe der dankbare Löwe!" Der Sklave wurde frei gelassen und reichlich beschenkt. Der Löwe aber begleitete ihn von nun an beständig, wie ein zahmes Hündchen, ohne Jemanden ein Leid zu thun.

Die Dankbarkeit kann wilde Thiere zähmen:
Laß dich, o Mensch! von ihnen nicht beschämen.

27.

Die Maus.

Melcher war ein Tagwerker, der in einem Seitengäßchen, nicht weit vom Posthause, wohnte; da er sich sehr gut auf das Kutschieren verstand, so nahm ihn der Postmeister zum Postknecht an.

Allein bald wurde Melcher bei seinem Herrn verklagt, daß er ihm Haber stehle. Erst gestern

Nacht, hieß es, habe er sich heimlich mit einem Sack voll Haber nach Hause geschlichen.

Der Postmeister ging sogleich in Melchers Haus, und stellte ihn zur Rede. „Herr," sprach Melcher, „durchsucht mein ganzes Haus; wenn ihr ein Körnlein Haber findet, so will ich meinen Dienst verlieren." Der Postmeister suchte, von Melcher begleitet, auf dem Dachboden und in allen Kammern nach — und fand nichts.

Als Beide wieder in Melcher's Stube traten, sagte Melcher: „Dem Herrn Postmeister kann ich es nicht verdenken, daß er die Sache untersuchte; aber die falschen Leute, die mich verleumdeten, müssen mir meine Ehre wieder geben." Dabei schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß die Stube zitterte. Aber sieh — plötzlich fing es an, Haberkörner auf den Tisch herab zu regnen.

Melcher hatte den gestohlenen Haber zwischen den Brettern der Stubendecke und des Dachbodens versteckt. Eine Maus hatte die Stubendecke durchnagt, und auf den Faustschlag waren die Körner durch das Loch herab gefallen. Melcher wurde todtenblaß, konnte den Diebstahl nicht mehr läugnen, und mußte den gelben Rock für immer ausziehen. Da entstand das Sprüchwort:

Sey noch so schlau bei bösen Thaten,
Ein Mäuslein kann die List verrathen.

28.

Der Wolf.

Hans hütete nicht weit von einem großen Walde die Schafe. Eines Tages schrie er, um sich einen Spaß zu machen, aus allen Kräften: „Der Wolf kommt! der Wolf kommt!"

Die Bauern kamen sogleich mit Aexten und Prügeln in Schaaren aus dem nahen Dorfe gelaufen, und wollten den Wolf todt schlagen. Da sie jedoch nichts von einem Wolfe sahen, gingen sie wieder heim, und Hans lachte sie heimlich aus.

Am andern Tage schrie Hans wieder: „Der Wolf! der Wolf!" Die Bauern kamen wieder heraus, wiewohl nicht mehr so zahlreich, als gestern. Da sie aber keine Spur von einem Wolfe erblickten, schüttelten sie die Köpfe, und gingen voll Verdruß nach Hause.

Am dritten Tage kam der Wolf wirklich. Hans schrie ganz erbärmlich: „Zu Hülfe! zu Hülfe! Der Wolf! der Wolf!" Allein dießmal kam ihm kein einziger Bauer zu Hülfe.

Der Wolf brach in die Heerde ein, erwürgte mehrere Schafe, und darunter das artigste Lämmchen, das dem Knaben selbst gehörte, und das er ungemein lieb hatte.

Wer einmal Lügen sich erlaubt,
Dem wird die Wahrheit nicht geglaubt.

Bayerische Staatsbibliothek München

29.

Der Bär.

In einem dicken Walde hielt sich ein großer Bär auf. Hubert und Eustach, zwei reisende Jägerbursche, hörten davon, und sagten: „Den wollen wir bald haben."

Sie gingen nun alle Tage in den Wald, dem Bären aufzulauern. Am Abende kamen sie dann, wiewohl sie kein Geld hatten, in das Wirthshaus, und tranken vom besten Weine. „Der Bär," sagten sie zum Wirthe, „wird die Zeche mit seiner Haut bezahlen."

Eines Tages, als sie wieder den Wald durchstrichen, kam endlich der Bär fürchterlich brummend auf sie zu.

Hubert schoß vor Schrecken fehl, und kletterte eilends auf einen Baum. Eustach, dem sein Gewehr gar nicht losging, legte sich auf den Boden, und stellte sich todt. Der Bär beroch ihn an Mund, Nase und Ohren, und trappte, da die Bären nichts Todtes anrühren, wieder weiter.

Hubert stieg von dem Baume herab, und sagte im Scherze zu Eustach: „Du, was hat dir der Bär denn in das Ohr gesagt?"

Eustach antwortete: „Er hat gesagt, wir sollen

künftig die Bärenhaut nicht verkaufen, bevor wir den Bären haben."

Borg' nicht auf das, was du erst willst erwerben;
Denn sonst geräthst du sicher ins Verderben.

30.

Der Affe.

Ein reicher Geizhals, der niemals einem Armen einen Heller Almosen gab, hatte einen Affen wohlfeil gekauft, weil er ihn viel theurer wieder zu verkaufen hoffte.

Eines Tages war der hartherzige Mann ausgegangen. Da sah der Affe, daß der wohlthätige Nachbar einem Armen ein Geldstück aus dem Fenster hinab warf. Sogleich machte der Affe sich über die vollen Geldkisten seines Herrn, und warf ganze Pfoten voll Gold und Silber zum Fenster hinaus auf die Gasse.

Die Leute liefen schaarenweise herbei, rauften und schlugen sich um das Geld, und rafften zusammen, so viel sie nur bekommen konnten.

Da die Kisten schon fast leer waren, kam der Geizige die Gasse herauf, und sah mit Entsetzen, was vorging. „O das häßliche, das abscheuliche, das dumme Thier!" schrie er, und drohte dem Affen schon von weitem mit geballter Faust.

Der Nachbar aber sagte zu dem zornigen

Bayerische Staatsbibliothek München

Manne: „Gieb dich zufrieden. Es ist freilich dumm, das Geld zu dem Fenster hinaus zu werfen, wie dieser Affe; aber ist es denn viel vernünftiger, wenn man es bloß in Kisten einsperrt, und davon gar keinen Gebrauch macht?"

Ich lobe den, der Geld und Gut besitzt,
Wenn er's für sich und And're wohl benützt."

1.

Die Schlange.

Die Frau von Grünthal saß eines Morgens in ihrem Zimmer, und nähte. Ihre sechs Kinder waren um sie versammelt. Zwei Knaben lasen und schrieben, zwei Mädchen strickten, und die zwei kleinsten Kinder spielten mit einander. Da kam der Gärtner mit einem Körblein voll Blumen, stellte es auf den Tisch, und sagte, er bringe es den Kindern zum Geschenke.

Die Kinder drängten sich sogleich alle jubelnd um das Körblein, und betrachteten die schönen Blumen. Die Mutter stand dabei, und freute sich, noch mehr über die fröhlichen Gesichter ihrer Kinder, als über die lieblichen Blumen.

Aber sieh — da fingen die Blumen an, sich wie von selbst zu regen, und plötzlich erhob eine giftige Natter zischend ihren Kopf aus den Blumen. Die Kinder entflohen mit Entsetzen nach allen Seiten.

Bayerische Staatsbibliothek München

Der Gärtner tödtete die Natter, die eine der gefährlichsten Schlangen war, und sagte, er habe das Körblein gestern Abends schon mit Blumen gefüllt; allein da er die Herrschaft nicht zu Hause angetroffen, es in den Garten gestellt, damit die Blumen in der Nacht mit Thau benetzt würden, und frisch blieben. Da müsse die Schlange, ohne daß er etwas davon merkte, hineingekrochen seyn.

Die Mutter rief die erschrockenen Kinder wieder zusammen, und sprach zu ihnen: „Euer Schrecken kann euch für euer ganzes Leben heilsam seyn. Seht da, so versteckt sich unter den Freuden und Lüsten dieser Welt die Verführung. Seyd daher vorsichtig, und vergeßt nie das Wort eurer Mutter:

Oft findet man bei dem Vergnügen
Die Schlange unter Blumen liegen.“

32.

Die Eidechse.

Eine arme Mutter ging mit ihren zwei Kindern auf den Schloßberg, nicht weit von ihrem Dorfe, um dort Kräuter für die Apotheken zu sammeln. „Seht,“ sagte sie, als sie oben war, zu den Kindern, „hier an diesen Felsen herum ist alles roth von Erdbeeren; pflückt und esset nach Herzenslust! Ich will indessen zwischen jenen alten Mauern Kräuter suchen.“

Sie ging. Allein kaum hatte sie einige Kräuter abgepflückt, so fing das kleine Lieschen an laut zu schreien. Die Mutter sprang erschrocken hin — und das Mädchen stand mit Augen voll Thränen da und sagte: „O Mutter! ein böses, giftiges Thier wollte mich beissen!" Allein der Knabe lachte und sagte: „Es war nichts als eine Eidechse!"

„Nun," sprach die Mutter, „da hättest du nicht erschrecken sollen; das schöne, goldgrüne Thierchen thut keinem Menschen ein Leid." Allein da die Mutter noch redete, entstand plötzlich ein so furchtbares Getöse, als donnerte es, und der Berg ward so erschüttert, wie bei einem Erdbeben. Alle blickten erschrocken umher, und sieh — die dicke Mauer, an der die Mutter Kräuter gesammelt hatte, war eingefallen.

„O Kinder!" sprach die Mutter, „laßt uns Gottes heilige Vorsehung anbeten. Durch eine Eidechse — wer sollte es glauben! — rettete mir Gott das Leben. Hätte die Eidechse nicht eben in dem rechten Augenblicke Lieschen so erschreckt, daß es laut schrie — so läge ich jetzt unter jenen Steinen begraben!"

Der Mensch sieht — hat er helle Augen nur —
Von Gottes Vorsicht überall die Spur.

33.

Die kostbaren Fische.

Ein Kaufmann hatte seine Freunde in der Stadt auf sein Landgut eingeladen, um sie mit seltenen Meerfischen, die man Lampreten nennt, zu bewirthen. Es wurden mehrere Speisen aufgetragen, und am Ende kam eine große verdeckte Schüssel, in der man die Lampreten vermuthete. Allein als man den Deckel abnahm, fanden sich anstatt der erwarteten Fische einige Goldstücke darin.

Der Kaufmann aber sprach: „Meine Freunde! Die Fische, die ich Ihnen vorzusetzen versprach, sind dieses Jahr dreimal theurer, als ich dachte. Es kostet einer ein Goldstück. Da fiel mir denn ein, daß in dem Dorfe ein Tagwerker krank liegt, und mit seinen Kindern Hunger leiden muß. Von dem Golde, das für das einzige Gericht zu bezahlen wäre, könnten die armen Leute ein halbes Jahr leben. Wollen sie nun, meine Herren, von den Seefischen essen, so werde ich sie unverzüglich kommen lassen, und sie sollen sogleich zubereitet werden. Wollen sie aber das Geld dem armen Manne überlassen, so werde ich sie mit schmackhaften, wiewohl minder theuren Flußfischen bewirthen."

Alle Gäste gaben ihm Beifall; jeder legte noch

ein Goldstück dazu — und dem armen Manne war auf ein Jahr aus seiner Noth geholfen.

Verschwende nicht dein Geld für Leckerbissen,
Wenn Andre bittern Hunger leiden müssen.

34.

Die Karpfen.

Ein Fischer hatte neben seiner Hütte einen Weiher voll schöner Karpfen, und Ottmar, der Fischerjunge, mußte von Zeit zu Zeit ein Lägel voll auf seinem Rücken zum Verkaufe austragen.

Einmal stahl nun Ottmar aus dem herrschaftlichen Teiche einen schönen Karpfen, und that ihn heimlich in das Lägel zu den übrigen Fischen. Als er aber zu der Frau Amtmännin kam, rief sie, sobald sie diesen Karpfen erblickte: „Ach, der ist aus dem herrschaftlichen Weiher; ich kenne ihn genau.“ Ottmar bekam nichts für den Fisch, und wurde noch überdieß als ein Dieb vier und zwanzig Stunden lang eingesperrt.

Nach einer Zeit stahl Ottmar der Herrschaft abermals einen Karpfen; er kam damit zu dem Förster. Der Förster betrachtete die Karpfen in dem Lägel und sagte: „Diesen da hast du der Herrschaft gestohlen!“ und Ottmar kam nun auf drei Tage bei Wasser und Brod in den Thurm.

Der junge Dieb wollte sein Glück noch einmal

versuchen. Er stahl aus dem Weiher der Herrschaft einen großen Spiegelkarpfen und trug ihn auf den Fischmarkt in die Stadt, wo man von Ottmar und seinen Streichen nichts wußte. Allein ein Marktaufseher, der auf dem Fischmarkte umher ging, rief auf einmal: „Das ist ein gestohlener Fisch!“ Ottmar mußte mit dem Manne vor das Stadtgericht, und bekam viele Schläge.

„Mich wundert nichts,“ sagte Ottmar, „als wie man es diesen Fischen sogleich ansieht, daß sie gestohlen sind!“ Das Kunststück bestand aber darin, daß der Verwalter den jungen Karpfen, ehe er sie in den Teich that, ein klein wenig von der Schwanzfloße abstutzte, und nur einigen vertrauten Leuten davon sagte. Wer nicht davon wußte, konnte es kaum bemerken. Nachdem Ottmar lange vergebens nachgesonnen, sagte er: „Sey das, wie es wolle, ich weiß nun doch so viel:

Ein Diebstahl ist schwer zu verhehlen;
Am Besten ist's — gar nicht zu stehlen.“

35.

Der goldene Angel.

Ein Prinz bekam Lust zu angeln. Auf seinen Befehl verfertigte man ihm eine zierliche Angelruthe, woran an einer seidenen Schnur ein goldener Angelhacken hing.

Der Prinz ging an den See, warf den Angel aus — und zog sogleich ein Fischlein aus dem Wasser. Er warf den Angel wieder aus — ein großer Hecht biß an, zerriß aber die Schnur, und schwamm mit dem goldenen Hacken davon.

Da sprach der Prinz! „So hab' ich denn für mein Gold nichts, als ein elendes kleines Fischlein! Bringt mir einen eisernen Angelhacken; denn es ist übel gethan, viel daran zu wagen, wo nur wenig zu gewinnen ist."

Von dieser Zeit an ward das Sprichwort gebräuchlich, das von allen theuren Spielen, besonders aber von der Lotterie gilt:

Der Spieler fischt mit goldnem Angel,
Er tauscht für Gold Verdruß und Mangel.

36.

Die Biene.

1.

Alois kam in den Garten des Nachbars, und sah einen blühenden Rosenstrauch. Er pflückte eine Rose, und sagte: „Nun will ich mir einmal daran satt riechen!" Als er aber sein kleines Näschen begierig in die halb geöffnete Rose hinein steckte, empfand er mit Einem Mal einen entsetzlichen Schmerz. Ein Bienlein war in der Rose

versteckt, und stach ihn — weil er es fast zerdrückt hatte — in die Nase.

Mit Unverstand genoss'ne Freuden
Verwandeln sich in Schmerz und Leiden.

2.

Alois, der sehr jähzornig war, ergriff nun ganze Hände voll Erde und Schollen, und warf wüthend nach den Bienenstöcken. Da wurden die Bienen so aufgebracht, daß sie in Menge über ihn herfielen, und ihm wohl hundert Stiche versetzten. Er wurde tödtlich krank, mußte unsägliche Schmerzen ausstehen — und kaum kam er noch mit dem Leben davon.

Erträgst du eine Unbild nicht mit Ruh,
So ziehest du dir deren hundert zu.

37.

Die Bienen und die Rosen.

Adolph wollte einmal eine Rose pflücken, und stach sich an den Dornen, daß er brennende Schmerzen fühlte; ein anderes Mal wollte er von einem Bienenstocke Honig naschen, und die Bienen versetzten ihm mehrere sehr schmerzliche Stiche.

„Aber warum," sprach er zu seinem Vater, „haben doch die schönen Rosen so spitzige Dornen und die honigreichen Bienen so giftige Stacheln?"

„Es ist vielleicht zur Erinnerung," sprach der Vater, „daß selbst das Schöne und Süße in der Natur den unvorsichtigen Menschenkindern verderblich werden könne. Laß es dir deßhalb gesagt seyn:

Was schön und süß, hat man wohl gern,
Doch die Gefahr ist niemals fern."

38.

Die zwei Schmetterlinge.

1.

Eines Abends saß Vater Richard mit seinen Kindern in seinem Gartenhause. Da kamen durch das offene Fenster zwei kleine Schmetterlinge mit purpurrothen und goldverzierten Flügelchen herein, und flogen munter um das brennende Kerzenlicht herum, das man eben angezündet hatte. Der Vater suchte vergebens, ihnen abzuwehren. Eines der artigen Thierchen stürzte in die Flamme, versengte die zarte Flügelchen und Füßchen, fiel herab und zuckte sterbend auf dem Tische.

„So," sprach der Vater, „geht es den Menschen, die sich von dem eiteln Schimmer der Welt blenden lassen. Ihr Ende ist Tod und Verderben."

Den Leichtsinn bringt ein Augenblick
Oft um des ganzen Lebens Glück.

2.

Das andere Sommervögelchen, das auf dem Tische ruhte, wollte eben auffliegen und der Flamme zueilen. Da bedeckte es der Vater, um es vor dem Tode zu erretten, schnell mit einer leeren Porzellanschale, die auf dem Tische stand.

„Wenn dieses Thierchen denken und reden könnte," sprach der Vater, „so würde es sich über mich beschweren, daß ich es so unbarmherzig in ein dunkles Gefängniß einsperre. Denn es fiel ihm wohl nicht ein, daß ich ihm eine große Wohlthat erwies, und daß ich es mit Anbruch der lieblichen Morgenröthe wieder aus seinem Kerker befreien werde."

„So beklagen wir Menschen uns nicht selten über Gott, der aus den weisesten und liebevollsten Absichten über uns Leiden kommen läßt, um uns vor dem Verderben zu bewahren und uns der künftigen Herrlichkeit des Himmels theilhaft zu machen."

Kurz währt das Leiden dieser Zeit,
Doch ewig jene Seligkeit.

39.

Die Fliegen und die Spinnen.

Ein junger Prinz sagte einmal: „Wozu hat wohl Gott die Fliegen und Spinnen erschaffen? Dergleichen Ungeziefer nützt ja keinem Menschen

etwas! Wenn ich nur könnte, ich würde sie alle von der Erde vertilgen.“

Sein Lehrer sprach: „Die ganze Schöpfung, diese große Haushaltung Gottes, ist so weise eingerichtet, daß alle, auch die geringsten Geschöpfe, ihren Nutzen haben, obwohl wir denselben nicht immer bestimmt angeben können.“

„Nun wohl!“ sagte der Prinz, „für das Ganze der Natur mögen dergleichen Thierchen immerhin nützlich seyn. Allein dem einzelnen Menschen sind sie doch oft recht zur Plage.“

„Auch dem einzelnen Menschen,“ sprach der Lehrer, „kann Gott durch das kleinste Seiner Geschöpfe die größte Wohlthat erweisen, ja wohl gar ihm das Leben retten.“

„Ich halte es für unmöglich,“ sagte der Prinz, „daß ich je einer Fliege oder Spinne die Rettung meines Lebens zu danken haben könnte.“

Nach einigen Jahren zog der Prinz in den Krieg, und mußte sich einmal vor dem Feinde flüchten. Ermüdet legte er sich Abends im Walde unter einem Baume nieder und entschlief. Ein feindlicher Soldat schlich mit gezücktem Schwerte auf ihn zu, um ihn zu ermorden. Allein in eben diesem Augenblicke kam eine Fliege und stach den Prinzen so heftig in die Wange, daß er erwachte. Er sprang auf, zog sein Schwert — und der Soldat entfloh.

Der Prinz verbarg sich nun in eine Höhle des Waldes. Eine Spinne spannte zu Nacht ihr Netz vor dem Eingange der Höhle aus. Am Morgen kamen zwei Soldaten, die ihn suchten, vor die Höhle. Der Prinz hörte sie mit einander reden. „Sieh," rief der eine, „da hinein wird er sich versteckt haben!" „Nein," sagte der andere, „da drinnen kann er nicht seyn; denn im Hineingehen hätte er ja das Spinnengewebe zerreißen müssen."

Als die Soldaten fort waren, rief der Prinz gerührt und mit aufgehobenen Händen: „O Gott, wie dank' ich Dir! Gestern hast Du mir durch eine Fliege, und heute durch eine Spinne das Leben gerettet. Wie gut ist Alles, was Du gemacht hast."

Ein Thierchen sey auch noch so klein,
Es kann dem Menschen nützlich seyn.

40.

Die Perlen.

1.

Ein Wanderer verirrte sich in der Wüste eines fernen Welttheiles. Er fand zwei Tage lang nichts zu essen und zu trinken, und verschmachtete fast vor Hunger und Durst. Endlich erreichte er einen schattigen Baum und eine frische Quelle. An dem Baume waren aber keine Früchte; bei der Quelle lag jedoch ein kleines Säckchen. „Gottlob!" sagte

der Mann, indem er das Säckchen anfühlte, „das sind vielleicht Erbsen, die mich vom Hungertode erretten.“ Er machte das Säckchen begierig auf, und — rief erschrocken: „Ach Gott! es sind nur Perlen!“

Das Stücklein Brod, das dich ernährt,
Ist mehr als Gold und Perlen werth.

2.

Der arme Mann hätte nun neben den Perlen, die mehrere tausend Thaler werth waren, verhungern müssen. Allein er betete inbrünstig zu Gott — und plötzlich sah er einen Mohren auf einem Kameele in großer Eile auf sich zu kommen. Der Mohr hatte die Perlen liegen lassen, und freute sich, sie wieder zu finden. Er erbarmte sich des halb verhungerten Menschen, gab ihm Brod und köstliche Früchte, und nahm ihn dann zu sich auf sein Kameel.

„Sieh,“ sagte der Mohr, „wie wunderbar Gott Alles fügt. Ich hielt es für ein Unglück, daß ich die Perlen verlor; es war aber ein großes Glück für dich. Denn Gott hat es so gefügt, daß ich wieder hieher kommen, und dir das Leben retten mußte.“

Vertraue auf den lieben Gott,
Er ist der Helfer in der Noth.

41.

Das Gold.

Zwei Brüder, Gustav und Ludwig, reisten über das Meer, und wollten in einem fernen Welttheile ihr Glück versuchen.

Gustav erhielt für wenige Thaler ein Stück ungebautes Land, richtete es mit großem Fleiße zu, und hatte bald Brod im Ueberflusse.

Ludwig begab sich in das Gebirg, um Goldkörner zu sammeln, mußte sich dort kümmerlich mit Wurzeln und Baumrinden ernähren und kam endlich mit einem Sack voll Gold zu seinem Bruder zurück.

„Sieh, Bruder,“ rief er, „wie glücklich ich war. All dieses Gold ist mein. Gieb mir aber jetzt nur gleich zu essen. Denn ich bin ganz matt und kraftlos vor Hunger.“

„Gut,“ sagte Gustav, „ich will dir zu essen geben; allein du mußt mir alles Brod mit Gold aufwägen.“ Das verdroß Ludwig sehr; er mußte es sich aber gefallen lassen, weil er zu schwach und abgezehrt war, weiter zu reisen.

Als Gustav nach wenigen Tagen alles Gold seines Bruders hatte, sprach er: „Da hast du dein Gold wieder, liebster Bruder! Ich bin nicht so grausam, dir das Deinige zu nehmen; ich wollte

dir nur zeigen, daß Reichthum nicht glücklich mache, und daß Fleiß besser sey, als Gold."

Genügsam sich mit Arbeit nähren,
Läßt Gold und Reichthum leicht entbehren.

42.

Die Edelsteine.

Ein Goldschmied mußte für eine vornehme Frau einen prächtigen Schmuck machen, zu dem sie ihm mehrere kostbare Edelsteine gab.

Robert, sein Lehrjunge, hatte an den hellen, funkelnden Steinen von allen Farben große Freude, und betrachtete sie sehr oft.

Mit einem Male bemerkte der Meister, daß ihm zwei der schönsten Steine fehlten. Er hatte den Lehrjungen im Verdachte, und suchte in dessen Schlafkammer nach. Da fand er die Edelsteine in einem Loche, das sich über einem alten Kasten in der Mauer befand.

Robert betheuerte zwar, er habe die Steine nicht gestohlen; allein der Meister züchtigte ihn sehr hart, sagte, daß er das Henken verdient habe, und jagte ihn fort.

Am andern Tage fehlte wieder ein Stein, und der Goldschmied fand ihn im nämlichen Loche.

Nun gab er fleißig Acht, wer doch die Edelsteine dahin verstecke. Da kam eine Aelster, die

der Lehrjunge aufgezogen und zahm gemacht hatte, auf den Arbeitstisch geflogen, nahm einen Edelstein in den Schnabel, und trug ihn in das Mauerloch.

Der Goldschmied bedauerte es nun herzlich, daß er dem armen Knaben Unrecht gethan habe. Er nahm ihn wieder an, behandelte ihn von nun an sehr gütig, und hatte nie mehr so leicht auf Jemand einen Argwohn.

Wer den Argwohn nicht bezwingt,
Sich und Andern Kummer bringt.

43.

Die Kieselsteine.

Florian, ein junger Fuhrknecht, hatte sich durch Branntweintrinken eine gefährliche Krankheit zugezogen. Der Arzt sprach zu ihm: „Wenn du den Branntwein nicht ganz aufgibst, so mußt du sterben; denn er ist Gift für die Jugend.“

Der Kranke sagte: „Das kann ich nicht; ich bin ihn schon zu sehr gewohnt. Dieses Fläschlein hier muß ich täglich austrinken.“

Der Arzt sprach: „Je nun, so muß ich auf ein ganz besonderes Heilmittel sinnen.“ Am folgenden Tage brachte er ein buntes Schächtelchen voll Kieselsteinchen, und sprach: „Wirf alle Tage eines von diesen Steinchen in deine Branntweinflasche;

laß es aber allemal darin, so wird der Branntwein dir unschädlich seyn."

Der Kranke glaubte, die Steinchen hätten die Kraft, den Branntwein unschädlich zu machen, und that täglich eines in die Flasche. So trank er täglich, ohne es selbst zu merken, einige Tropfen weniger, und als die Flasche am Ende voll Steinchen war, hatte er sich das verderbliche Branntweintrinken abgewöhnt.

Wer, sich zu bessern, täglich etwas thut,
Der wird allmählich fehlerfrei und gut.

44.

Der Pflasterstein.

Ein reicher Mann warf einen armen Tagwerker, mit dem er Streit angefangen hatte, im Zorn mit einem Steine. Der Arme hob den Stein auf, nahm ihn mit sich nach Hause und dachte: „Vielleicht kommt eine Zeit, da ich den feindseligen Mann wieder werfen kann, ohne daß ich eine fernere Unbild von ihm zu befürchten habe."

Der Reiche ward durch Uebermuth, Müßiggang und Verschwendung zum Bettler, und ging einmal, in Lumpen gekleidet, an der Hütte des Armen vorbei.

Da langte der Tagwerker den Stein hervor, um den unglücklichen Menschen zu werfen. Allein

plötzlich hielt er inne und sagte: „Jetzt fühle ich, daß man sich nie rächen soll. Denn so lange mein Feind reich und mächtig war, hielt ich es nicht für klug, da er aber unglücklich ist, so wäre es grausam."

Er warf den Stein weg und gab dem ehemaligen reichen Manne, der sehr verhungert aussah, ein großes Stück Brod.

Ein wahrer Christ, voll Edelmuth —
Auch seinen Feinden Gutes thut.

45.

Der Sack voll Erde.

Ein reicher Mann brachte seine Nachbarin, eine arme Wittwe, um ihren einzigen Acker, um damit seinen Garten zu vergrößern. Als er am andern Tage auf dem Acker umherging, kam die arme Wittwe mit einem leeren Kornsacke, und sprach zu ihm mit weinenden Augen: „Ich bitte Euch, laßt mich von meinem väterlichen Erbtheile nur so viel Erde nehmen, als in diesen Sack hinein geht." Der Reiche sagte: „Diese thörichte Bitte kann ich euch wohl gewähren."

Die Wittwe füllte den Sack mit Erde, und sprach dann: „Nun habe ich aber noch eine Bitte. Seyd so gut, und helft mir den Sack auf die Schulter nehmen!"

Der Reiche hatte keine Lust dazu, und schlug es ihr unwillig ab. Allein die Wittwe ließ mit Bitten nicht nach, bis er endlich einwilligte. Als aber der Mann, dem schwere Arbeit etwas Ungewohntes war, den Sack aufheben wollte, rief er: „Es ist unmöglich; er ist mir zu schwer!"

Jetzt sprach die Wittwe mit großem Nachdrucke: „Da euch dieser Sack voll Erde schon zu schwer ist, wie wird erst der ganze Acker, den tausend solche Säcke nicht fassen könnten, euch in der Ewigkeit drücken!"

Der Mann erschrak über diese Rede, und gab ihr den Acker wieder zurück.

Scheu' unrecht Gut als eine Bürde,
Die ewig dich beschweren würde.

Dritte Abtheilung.

1.

Die Sonne.

Eines Abends, da es bereits dunkel war, kam eine fleißige Mutter mit ihren zwei Kindern von der Feldarbeit nach Hause. Sieh! da stand auf dem Tische ein brennendes Oellicht.

Georg rief erstaunt: „Es war doch kein Mensch zu Hause; wer hat denn das Licht angezündet?"

„Ei," sagte Gretchen, „wer anders, als der Vater. Gewiß ist er indeß aus der Stadt nach Hause gekommen."

Die Kinder suchten ihn, und fanden ihn zu ihrer großen Freude sogleich in der nächsten Kammer.

Am folgenden Tage recheten Eltern und Kinder auf ihrer großen Wiese Heu auf. Die Sonne schien ungemein hell und schön, und die Kinder bezeigten darüber ihre Freude.

„Nun, Kinder," sprach der Vater, „ihr habt gestern sogleich errathen, daß ich das Licht in unserer Stube angezündet habe; wenn ihr nun aber dieses schöne herrliche Licht da droben am Himmel, die liebe Sonne, betrachtet, sollte euch nicht einfallen, wer es angezündet habe?"

„O, ja wohl," sagte Gretchen, „das hat der liebe Gott gethan. Das kleinste Oellichtlein zündet sich ja nicht von selbst an; es muß also auch Einer seyn, der die Sonne angezündet hat."

„So ist es!" rief Georg freudig. „Gott hat Alles gemacht. Sonne, Mond und Sterne, Gras, Blumen und Bäume, und Alles, was wir nur immer um uns her erblicken, ist sein Werk."

Der goldnen Sonne Glanz und Pracht,
Lobpreisen Gott, der sie gemacht.

2.

Der Mond.

Vater Hermann war Morgens mit seinem kleinen Fritz in die Stadt gegangen; die Mutter und die kleine Thekla gingen ihnen Abends entgegen. Es ward ziemlich spät, bis sie einander endlich begegneten. Die Mutter sagte, sie habe schon angefangen zu sorgen. Allein Fritz sprach: „Es hatte keine Gefahr! Der Mond dort über den waldigen Bergen leuchtete uns auf das freundlichste und

ging uns von dem Stadtthore an bis hieher immer getreulich zur Seite." Thekla sagte: „Auch uns hat er von unsrer Hausthür an bis hieher beständig begleitet!" Fritz rief: „Das glaub' ich nicht! Wie könnte der Mond zu gleicher Zeit den Weg von der Stadt zum Dorfe und von dem Dorfe zur Stadt machen? Kann er zugleich vorwärts und rückwärts gehen? Ich könnte es einmal nicht. Kurz, es ist unmöglich."

Der Vater sprach: „Lieber Fritz! Was dir unbegreiflich scheint, begreife ich sehr wohl. Ich könnte es dir auch erklären; allein mit deinem kleinen Verstande würdest du die Erklärung noch nicht fassen. Die Sache muß dir also vor der Hand noch ein Geheimniß bleiben. Indeß mag der schöne freundliche Mond, dessen Wandel am Himmel du nicht begreifst, dir die gute Lehre geben: Da es schon unterm Monde viele Sachen gibt, die wir nicht begreifen; so darf es uns nicht wundern, daß es auch über dem Monde einige solche gebe. Manches ist uns in unsrer heiligen Religion unbegreiflich; allein bloß unser beschränkter Verstand ist Schuld daran."

Mit gutem Grunde glaubt ein Christ,
Was ihm ein heiliges Geheimniß ist.

3.

Der schönste Stern.

1.

„Sieh doch, Schwester! wie hell und schön der Abendstern glänzt!" sagte Karl. „Er ist doch der schönste Stern am ganzen Himmel; er leuchtet ja so stark, daß die Bäume hier im Garten einen Schatten werfen." „Er ist sehr schön," sagte Friderika; „aber der freundliche Morgenstern ist doch noch viel schöner und glänzender." Sie fingen an zu streiten, und brachten ihren Streit vor den Vater. „Was redet ihr da von zweierlei Sternen? ihr unwissenden Kinder!" sprach der Vater. „Eben dieser nämliche Stern da heißt Morgenstern, wenn er Morgens, hingegen Abendstern, wenn er Abends am Himmel steht."

Oft hört man um zwei Namen streiten,
Die Eine Sache nur bedeuten.

2.

Als der freundliche Stern wieder Morgenstern war, weckte der Vater die Kinder einmal sehr frühe. Beide Kinder riefen: „Der Morgenstern glänzt heller, als der Abendstern!" Der Vater aber sprach: „Dieser schöne Stern leuchtet am Abende, weil er uns dann viele Millionen Meilen näher

steht, zwar heller als am Morgen. Allein am frühen Morgen kommt er uns dennoch schöner und heller vor, weil wir da heiterer und fröhlicher, und zu Allem besser aufgelegt sind, als am späten Abende. Wir wollen für den gesunden Schlaf, der uns so wunderbar stärkt und ermuntert, dem lieben Gott recht von Herzen danken, und die goldenen Morgenstunden immer wohl benützen. Der freundliche Morgenstern ladet uns gleichsam dazu ein und sagt uns:

Viel besser ist es früh aufstehn,
Als Abends spät zu Bette gehn.

4.

Sonnenschein und Regen.

„Wenn doch nur immer die Sonne schiene!" sagten die Kinder an einem trüben, stürmischen Regentage. Ihr Wunsch schien bald in Erfüllung zu gehen. Denn mehrere Monate lang erblickte man kein Wölklein am Himmel. Die lange Trockenheit richtete aber großen Schaden auf Aeckern und Wiesen an. Im Garten verwelkten Blumen und Kräuter, und der Flachs, auf den sich die Mädchen so sehr gefreut hatten, wurde kaum Fingers lang.

„Seht ihr nun," sprach die Mutter, „daß der Regen eben so nothwendig ist, als der Sonnenschein?

Lernt aber zugleich aus dieser weisen Einrichtung Gottes die heilsame Wahrheit, daß es auch für uns Menschen nicht gut wäre, wenn wir lauter heitere, frohe Tage hätten. Es müssen auch trübe Tage, Trübsale und Leiden, von Zeit zu Zeit über euch kommen, damit ihr zu guten Menschen heran wachset."

Sonnenschein, und Sturm und Regen,
Freud' und Leid sind Gottes Segen.

5.

Der Regen.

Ein Kaufmann ritt einst vom Jahrmarkt nach Hause, und hatte hinter sich ein Felleisen mit vielem Gelde aufgepackt. Es regnete heftig, und der gute Mann wurde durch und durch naß. Darüber war er unzufrieden, und klagte sehr, daß Gott ihm ein so schlechtes Wetter zur Reise gebe.

Sein Weg führte ihn durch einen dichten Wald. Hier sah er mit Entsetzen einen Räuber stehen, der mit einer Flinte auf ihn zielte, und sie abdrückte. Er wäre ohne Rettung verloren gewesen; allein von dem Regen war das Pulver feucht geworden, und die Flinte — ging nicht los. Der Kaufmann gab dem Pferde den Sporn, und entkam glücklich der Gefahr.

Als er in Sicherheit war, sprach er bei sich

selbst: „Was für ein Thor bin ich gewesen, daß ich das schlechte Wetter verwünscht, und es nicht als eine Schickung Gottes geduldig angenommen habe. Wäre der Himmel heiter, und die Luft rein und trocken gewesen, so läge ich jetzt todt in meinem Blute, und meine Kinder warteten vergebens auf meine Heimkunft. Der Regen, über den ich murrte, rettete mir Gut und Leben. Künftig will ich nicht mehr vergessen, was das Sprüchlein sagt:

Was Gott schickt, das ist wohl gemeint,
Obgleich es uns oft anders scheint."

6.

Das Donnerwetter.

Franz, ein Knabe aus der Stadt, hatte im Walde Himbeeren gepflückt. Als er wieder nach Hause gehen wollte, erhob sich ein Sturmwind; es fing an zu regnen, zu blitzen und zu donnern. Franz fürchtete sich sehr, und verkroch sich in eine hohle Eiche unweit des Weges; denn er wußte nicht, daß der Blitz gern in hohe Bäume schlägt.

Auf einmal hörte er eine Stimme, welche rief: „Franz! Franz! Komm, o komm doch geschwind hervor!" Franz kroch aus dem hohlen Baume hervor, und beinahe in eben dem Augenblicke schlug der Blitz in den Baum, und der Donner krachte fürchterlich. Die Erde bebte unter dem erschrocke-

nen Knaben, und es war ihm, als stehe er ganz im Feuer. Doch war ihm kein Leid geschehen, und er sagte und betete mit aufgehobenen Händen: „Diese Stimme kam vom Himmel! Du, Du lieber Gott, hast mich gerettet! Dir sey Dank!"

Die Stimme rief aber noch einmal: „Franz! Franz! hörst du mich denn nicht?" und jetzt erst wurde er einer Bäuerin gewahr, die so rief. Franz eilte auf sie zu, und sprach: „Da bin ich! Was wollt ihr von mir?"

Die Bäuerin aber antwortete: „Dich habe ich nicht gemeint, sondern meinen kleinen Franz, welcher dort am Bache die Gänse gehütet hat, und sich hier herum vor dem Wetter versteckt haben muß. Sieh, da kommt er endlich aus dem Gebüsche hervor!"

Franz, der Stadtknabe, erzählte jetzt, wie er ihre Stimme für eine Stimme vom Himmel gehalten habe. Die Bäuerin aber faltete andächtig die Hände, und sprach: „O mein Kind! danke darum Gott nicht weniger. Die Stimme ist zwar aus dem Munde einer geringen Bäuerin gekommen; aber Gott hat es so gefügt, daß ich laut rufen und dich beim Namen nennen mußte, ohne etwas von dir zu wissen. Er hat dich aus der großen Gefahr errettet, in der du geschwebt hast."

„Ja, ja!" sagte Franz mit Thränen in den Augen, „Gott hat sich eurer Stimme bedient, um

mich zu retten. Ihr habt zwar gerufen; aber die Hülfe kam dennoch von Gott; denn

Es kommt kein Heil von ungefähr,
Von Gottes Güte kommt es her.“

7.

Der Regenbogen.

Nach einem fruchtbaren Gewitter erschien ein lieblicher Regenbogen am Himmel. Der kleine Heinrich sah eben zum Fenster hinaus, und rief voll Freude: „Solche wunderschöne Farben habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen! Dort bei dem alten Weidenbaume am Bache reichen sie aus den Wolken bis auf die Erde herab. Gewiß tröpfeln alle Blättlein des Baumes von den schönen Farben. Ich will eilends hin, und alle Muschelschalen in meinem Farbenkästlein damit füllen.“

Er sprang, so schnell er konnte, dem Weidenbaume zu. Allein zu seinem Erstaunen stand der arme Knabe nun im Regen da, und ward nicht das Geringste von einer Farbe gewahr. Durchnäßt vom Regen und traurig kehrte er zurück, und klagte sein Mißgeschick dem Vater“

Der Vater lächelte, und sprach: „Diese Farben lassen sich in keine Schale auffassen; die Regentropfen scheinen nur im Glanze der Sonne eine kleine Weile so schön gefärbt. Allein so, mein lie-

des Kind ist es mit aller Herrlichkeit der Welt; sie dünkt uns etwas zu seyn, ist aber nur eitler Schein.

Laß dich vom Scheine nicht betrügen,
Sonst kehrt in Schmerz sich dein Vergnügen.

8.

Das Regenbogenschüsselein.

Die kleine Lina stand nach einem milden Frühlingsregen am offnen Fenster, und betrachtete mit Entzücken die lieblichen Farben des Regenbogens. „Liebe Mutter,“ fing sie nach einer Weile an, „man sagt, wenn ein Regenbogen am Himmel erscheint, falle ein goldenes Schüsselein vom Himmel; aber nur ein Sonntagskind könne es finden. Gibt es ein solches goldenes Kleinod? und wer sind die Sonntagskinder, denen es beschert ist?“

Die Mutter sagte: „Es gibt allerdings ein Kleinod des Himmels, gegen das alles Gold der Erde nichts ist. Die Sonntagskinder aber, denen es zu Theil wird, müssen eben nicht an einem Sonntage geboren seyn. Die Hauptsache ist, daß sie keine alltäglichen Menschen, sondern immer und überall so fromm und sittsam seyen, wie Sonntags in der Kirche. Sey du ein solches Sonntagskind, und du wirst jenes Kleinod sicher erlangen.“

Lina befliß sich von ganzem Herzen, fromm

und gut zu seyn; und da sie immer frömmer und besser wurde, so wurde sie auch immer zufriedener und fröhlicher. Als nun wieder einmal ein Regenbogen am Himmel glänzte, sagte die Mutter: „Nun, Lina, gehst du nicht hinaus, jenes goldene Kleinod des Himmels zu suchen?“

„Liebe Mutter,“ sprach Lina, „ich war ein thörichtes Kind; jetzt aber ist mir der Sinn deiner Worte erst klar. Du meintest eine edlere, köstlichere Gabe als Gold.“

„So ist es, liebste Lina,“ sprach die Mutter. „Jenes Himmelsgeschenk, das ich meinte, und das alle Erdenschätze weit übertrifft, ist die wahre Glückseligkeit des Menschen. Außer uns, in der Welt, suchen wir sie vergebens; wir finden sie nur innerlich in uns, in einem frommen, guten und reinen Herzen.“

Ein Herz, das wahrhaft gut und rein,
Wird schon auf Erden selig seyn.

9.

Der Widerhall.

Der kleine Georg wußte noch nichts von dem Widerhalle. Einmal schrie er auf der Wiese: „Ho, hopp!“ Sogleich rief's im nahen Wäldchen auch: „Ho, hopp!“ Er rief hierauf verwundert: „Wer bist du?“ die Stimme rief auch: „Wer bist du?“

Er schrie: „Du bist ein dummer Junge! und — „dummer Junge!“ hallte es aus dem Walde zurück.

Georg ward ärgerlich, und rief immer ärgere Schimpfnamen in den Wald hinein. Alle hallten getreulich wieder zurück. Er suchte hierauf den vermeinten Knaben im ganzen Wäldchen, um sich an ihm zu rächen, konnte aber Niemanden finden.

Hierauf lief er nach Hause, und klagte es der Mutter, wie ein böser Bube sich im Walde versteckt und ihn geschimpft habe.

Die Mutter sprach: „Diesmal hast Du dich selbst angeklagt. Du hast nichts vernommen, als den Widerhall deiner eigenen Worte. Hättest du ein freundliches Wort in den Wald hineingerufen, so wäre dir auch ein freundliches Wort zurück gekommen.“

„So geht es aber im gewöhnlichen Leben. Das Betragen Anderer gegen uns ist meistens nur der Widerhall des unsrigen gegen sie. Begegnen wir den Leuten freundlich, so begegnen sie auch uns freundlich. Sind wir aber gegen sie unfreundlich, rauh und grob, so dürfen wir von ihnen nichts Besseres erwarten.“

Wie du hinein rufst in den Wald,
Die Stimme dir entgegen hallt.

10.

Die Quelle.

An einem heißen Sommertage ging der kleine Wilhelm über Feld. Seine Wangen glühten vor Hitze, und er lechzte vor Durst. Da kam er zu einer Quelle, die im grünen Schatten einer Eiche, hell wie Silber, aus einem Felsen hervorbrach.

Wilhelm hatte wohl gehört, man solle nicht trinken, wenn man erhitzt ist. Allein, selbstklug, verachtete er diese Warnung, folgte nur seiner Begierde, trank von dem eiskalten Wasser, und — sank wie ohnmächtig zur Erde, kam krank nach Hause, und verfiel in ein gefährliches Fieber.

„Ach!“ seufzte er auf seinem Krankenbette, „wer hätte es jener Quelle angesehen, daß sie ein so schädliches Gift enthält!“

Allein Wilhelms Vater sprach: „Die reine Quelle ist an deiner Krankheit nicht schuld, sondern einzig dein Eigendünkel und deine Unenthaltsamkeit.“

Der liebe Gott hat Alles gut
Zu unserm Wohl erschaffen;
Doch Lüsternheit und Uebermuth
Verwandelt es in Strafen.

11.

Die vier Elemente.

„Ich will ein Gärtner werden," sagte Philipp, als er vierzehn Jahre alt war und ein Handwerk lernen sollte. „Es ist schön, immer unter grünen Kräutern und wohlriechenden Blumen zu leben." Allein nach einiger Zeit kam er wieder nach Hause und klagte, er müsse sich da immer zur Erde bücken und darauf herum kriechen; Rücken und Knie thäten ihm davon wehe, und er habe die Gärtnerei aufgegeben.

Hierauf wollte Philipp ein Jäger werden. „Im grünen, schattigen Walde," sagte er, „da ist's ein herrliches Leben." Allein bald kam er wieder, und beschwerte sich, er könne früh vor Tag die freie Luft nicht vertragen, die ihm bald feucht und nebelig, bald grimmig kalt um die Nase wehe.

Es fiel ihm nun ein, ein Fischer zu werden. „Auf dem hellen, klaren Flusse im leichten Schifflein dahin fahren, und, ohne einen Fuß müde zu machen, Netze voll Fische aus dem Wasser zu ziehen, das ist lustig," sagte er. Allein auch diese Freude war ihm bald verleidet. „Das ist ein nasses Handwerk," sagte er; „das Wasser ist mir ganz zuwider."

Endlich wollte er ein Koch werden. „Dem

Koche," sagte er, „müssen Gärtner, Jäger und Fischer Alles einliefern, was sie durch ihren Fleiß gewinnen, und es fehlt ihm nie an guten Bissen." Allein er kam abermal mit Klagen nach Hause zurück. „Es wäre Alles gut," sagte er, „wenn nur das Feuer nicht wäre. Wenn ich so am flammenden Heerde stehe, so ist's mir nicht anders, als müßte ich vor Hitze verschmelzen."

Allein der Vater gab es nun nicht mehr zu, daß Philipp zum fünften Male ein anderes Handwerk wähle, sondern sprach vielmehr in großem Ernste: „Wenn du zufrieden leben willst, so mußt du die Beschwerden des Lebens mit männlichem Muthe ertragen lernen. Wer allem Unangenehmen ausweichen wollte, das die vier Elemente hie und da für uns haben, der müßte aus der Welt hinaus gehen. Denke nur fleißig an das Gute, an dem es deinem gegenwärtigen Stande gewiß nicht fehlt, so werden dir allmählig seine Mühseligkeiten gering erscheinen."

Philipp folgte seinem Vater, und wenn späterhin andere Leute klagten, beruhigte er sie, indem er sagte: „Ich hab's erfahren, was das heißt:

Genieße, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast;
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last."

12.

Das Brod.

Zur Zeit der Theurung ließ ein reicher Mann die zwanzig ärmsten Kinder der Stadt in sein Haus kommen, und sagte zu ihnen: „In diesem Korbe da ist für jedes von euch ein Brod. Nehmt es, und kommt alle Tage zu dieser Stunde wieder, bis Gott bessere Zeiten schickt.“

Die Kinder fielen über den Korb her, stritten und zankten um das Brod, weil jedes das schönste und größte haben wollte, und gingen endlich fort — ohne nur zu danken.

Nur Franziska, ein ärmlich, aber reinlich gekleidetes Mädchen, blieb bescheiden in der Ferne stehen, nahm das kleinste Laibchen, das im Korbe blieb, küßte dem Manne dankbar die Hand, und ging dann stille und sittsam nach Hause.

Am andern Tage waren die Kinder eben so ungezogen, und die arme Franziska bekam dieses Mal ein Laibchen, das kaum halb so groß war, als die übrigen Brode. Als sie aber nach Hause kam, und ihre kranke Mutter das Brod anschnitt — da fielen eine Menge neuer Silberstücke heraus.

Die Mutter erschrak, und sagte: „Gib das Geld den Augenblick wieder zurück; denn es ist gewiß aus Versehen in den Teig hinein gekommen.“

Franziska trug es zurück. Allein der wohlthätige Mann sprach: „Nein, nein, es war kein Versehen. Ich habe das Geld in das kleinste Brod hinein backen lassen, um dich, du gutes Kind, zu belohnen. Bleibe immer so genügsam, friedfertig und nachgiebig. Wer lieber mit dem kleinern Brode zufrieden ist, als um das größere zankt, dem bringt es reichlichern Segen, als wäre Geld in das Brod hinein gebacken.

Genügsam, friedlich, dankbar seyn,
Bringt mehr, als Zank und Streiten ein.

13.

Wasser und Brod.

Zur Zeit großer Theurung kam Paul, ein armer Knabe, aus dem Gebirge herab in ein nahes Dorf, und flehte vor den Häusern vermöglicher Leute um Brod. Peter, der Knabe eines reichen Bauers, saß vor seiner Hausthüre, und hatte ein großes Stück Brod in der Hand.

„Gieb mir auch einen Bissen davon," sagte der arme Paul; „mich hungert gar sehr." Allein Peter sagte hartherzig: „Geh weiter! ich habe für dich kein Brod."

Ein Jahr etwa nachher kam Peter hinauf in das Gebirg, seine entlaufene Ziege zu suchen. Er irrte lange zwischen den Felsen umher. Die Sonne

schien sehr heiß, und er verschmachtete beinahe vor Durst; allein nirgends fand er eine Quelle.

Endlich sah er im Schatten eines Baumes den armen Paul sitzen, der die Schafe hütete, und einen vollen Wasserkrug neben sich stehen hatte. „Gieb mir doch zu trinken," sagte der reiche Peter; „mich durstet gar sehr." Allein Paul sagte: „Geh weiter! ich habe für dich kein Wasser."

Da erinnerte sich Peter, daß er einst dem armen Paul einen Bissen Brod unbarmherzig abgeschlagen habe. Die Thränen drangen ihm in die Augen, und er bat den Paul um Vergebung. Paul überwand sich, verzieh ihm, und reichte ihm den Krug. Peter aber sprach: „Gott wolle dir diesen Trunk Wasser hier und dort belohnen."

Gerne geben, gern vergeben,
Heißt in Wahrheit christlich leben.

14.

Die Milch.

Ferdinand, ein reicher Knabe aus der Stadt, spazirte an einem Frühlingstage auf einen benachbarten Bauernhof, ließ sich für sein Geld eine Schüssel Milch geben, setzte sich unter einem schattigen Baum in das Gras, brockte das Brod in die Milch, und aß nach Herzenslust.

Friedrich, ein armer Knabe aus dem nächsten

Dorfe, der vor Hunger und Elend sehr mager und blaß aussah, stand nicht weit von ihm, sah traurig zu, und hätte gern auch etwas davon gehabt; allein er war zu bescheiden, darum zu bitten.

Dem reichen Ferdinand fiel es wohl ein, er solle dem armen Knaben etwas übrig lassen; er gab aber dieser guten Regung seines Herzens kein Gehör, und aß begierig fort. Als er nun bereits die Milch aufgezehrt hatte, erblickte er auf dem Boden der irdenen Schüssel einen Reim. Er las ihn mit Erröthen, ließ sogleich die Schüssel noch einmal füllen, und sich ein großes Stück Brod dazu geben. Dann rief er den armen Friedrich freundlich herbei, brockte ihm das Brod selbst ein, und sprach ihm liebreich zu, es sich wohl schmecken zu lassen.

„Den Spruch,“ sagte Ferdinand, „der in der Schüssel steht, sollte man in alle Schüsseln vermöglicher Leute schreiben.“ Der Spruch aber lautet so:

Der du des Armen kannst vergessen,
Verdienest nicht, dich satt zu essen.

15.

Die Suppe.

„Die Mittagssuppe ist doch gar zu wenig geschmalzen, ich kann sie nicht essen!“ sagte die kleine Gertrud, und legte den Löffel weg.

„Nun wohl,“ sagte die Mutter; „ich will dir dafür eine bessere Abendsuppe vorsetzen.“

Die Mutter ging hierauf in den Krautgarten, grub Erdäpfel heraus, und Gertrud mußte, bis die Sonne unterging, die Erdäpfel auflesen und in Säcke sammeln.

Nachdem Beide nach Hause gekommen waren, brachte die Mutter endlich die Abendsuppe. Gertrud kostete sie, und sagte: „Das ist freilich eine andere Suppe; die schmeckt besser.“ Sie aß das ganze Schüsselchen voll aus.

Die Mutter aber lächelte und sprach: „Es ist eben die Suppe, die du heute Mittags stehen ließest. Jetzt schmeckt sie dir aber besser, weil du den Nachmittag hindurch fleißig gearbeitet hast.“

Wer seine Arbeit fleißig thut,
Dem schmecket jede Suppe gut.

16.

Die Martinsgans.

„Heute ist mein Namenstag,“ sagte der kleine Martin zu seinen Geschwistern; „heute auf die Nacht bekommen wir eine gebratene Gans.“ Sobald man Abends das Licht anzündete, setzten sich die Kinder voll Freuden um den gedeckten Tisch, und konnten den seltenen Braten kaum erwarten.

Endlich kam die Magd herein, sah nach der

Gans, die in dem Ofen der Stube gebraten wurde, und sagte: „Vor einer halben Stunde kann man noch nicht essen.“ Die Kinder fingen vor Ungeduld an zu weinen. Die Magd wollte eine List gebrauchen und sprach: „Draußen geht heute ein fürchterlicher Mann herum, Klaubauf genannt, welcher ungehorsame Kinder in seinen Sack steckt. Wenn ihr nicht schweigt, so geb' ich ihm die Gans.“

Die Kinder achteten wenig auf diese Rede, und verlangten mit noch größerem Ungestüm, man solle einmal anrichten. Nun machte die Magd das Fenster auf, bot die Pfanne mit der Gans hinaus, und sagte: „Da, Klaubauf, hast du die Gans.“ „Ich danke,“ rief draußen mit rauher Stimme ein Dieb, riß ihr die Pfanne sammt der Gans aus der Hand, und lief damit eilig davon.

Die Kinder schrien jämmerlich zusammen, und auf ihr Geschrei kam die Mutter in die Stube. Als sie vernahm, was geschehen war, sagte sie: „Ihr Kinder seyd nun für euer gewaltthätiges Wesen bestraft, und könnet nun anstatt des Bratens mit einer Suppe vorlieb nehmen.“ „Dir aber,“ sprach sie zur Magd, „habe ich deine albernen Mährchen schon oft untersagt; ich werde dir nun für deine übel abgelaufene List — Gans und Pfanne an deinem Lohne abziehen.

Wohl dem, der sanft und redlich ist;
Denn selten hilft Gewalt und List.

17.

Die köstlichsten Gewürze.

Ein Prinz wurde auf einem Spaziergange von einem Platzregen überfallen, und flüchtete sich in die nächste Bauernhütte.

Die Kinder saßen eben bei Tische, und vor ihnen stand eine große Schüssel voll Habermuß. Alle ließen sich's recht gut schmecken, und sahen dabei so frisch und roth aus, wie die Rosen.

„Aber wie ist es doch möglich," sagte der Prinz zur Mutter, „daß man eine so rauhe Speise mit so sichtbarer Lust verzehren, und dabei so gesund und blühend aussehen kann?"

Die Mutter antwortete: „Das kommt von dreierlei Gewürzen her, die ich an die Speise thue. Erstens lasse ich die Kinder ihr Mittagessen durch Arbeit verdienen. Zweitens gebe ich ihnen außer der Tischzeit nichts zu essen, damit sie Hunger mit zu Tische bringen. Drittens gewöhne ich sie zur Genügsamkeit, indem ich sie mit Leckerbissen und Näschereien gar nicht bekannt mache.

Die köstlichsten Gewürze, weit und breit,
Sind Arbeit, Hunger und Genügsamkeit.

18.

Der Honigtopf.

Margarethens Mutter hatte einst in der Küche beide Hände voll Arbeit, und rief: „Gretchen, hole mir geschwind eine Citrone; da ist der Schlüssel zum Speisegewölb!"

Als Margarethe in das Speisegewölb kam, schaute sie begierig umher, ob es nichts zu naschen gebe. Da erblickte sie oben auf einem Brete den Honigtopf. Sie streckte sich, so sehr sie konnte, um den Topf zu erreichen, und ihren ausgestreckten Zeigefinger in den Honig zu tauchen.

Allein plötzlich zwickte sie etwas ganz entsetzlich in den Finger, und als sie schreiend und weinend die Hand heraus zog, sieh! da hing ein großer Krebs daran, der den Finger mit seiner Schere gepackt hatte, und ihn gar nicht mehr los lassen wollte.

Die Mutter hatte nämlich, ohne daß Gretchen es wußte, den Honig vor ein Paar Tagen verkauft, und weil der Topf eben leer stand, einige Krebse darin aufbewahrt.

Sie eilte auf Gretchens Geschrei in das Speisegewölb, machte den blutenden Finger des Kindes von der Krebsschere los, und sagte: „Laß diese kleine Strafe dich warnen; denn Naschhaftigkeit

könnte noch betrübtere Folgen für dich haben. Schon Viele, die sich in ihrer Jugend das Naschen angewöhnt haben, verschwendeten ihr Geld, schadeten ihrer Gesundheit, und, was noch viel schlimmer ist, ihrer Seele.

Vor Näscherei nimm dich in Acht,
Sie hat schon Manchem Leid gebracht.

19.

Die Hausmittel.

Heinrich's Eltern waren sehr reich; sie gaben ihm daher Alles, was er nur wünschte, und verzärtelten ihn auf mancherlei Weise. Sie starben aber sehr frühe, und Heinrich kam auf das Land zu dem Bruder seiner Mutter.

Hier wollte es ihm nun Anfangs gar nicht gefallen. In dem Hause seiner Eltern ging er meistens müßig; hier mußte er fleißig arbeiten. Vorhin genoß er allerlei köstliche Speisen; jetzt mußte er mit einer sehr einfachen Kost vorlieb nehmen. In der Stadt währten die lustigen Gesellschaften oft bis spät in die Nacht; hier auf dem Lande ging man nach vollendetem Tagwerke zu rechter Zeit schlafen.

Obwohl Heinrich sich etwas schwer an diese neue Lebensart gewöhnte, so sah er die guten Folgen davon doch bald ein. Er war vorhin fast be=

ständig krank, hatte ein blasses Aussehen, und mußte öfter Arznei nehmen. Nun wurde er aber gesund und kräftig, wie ein Baum, bekam ein blühendes Aussehen, und bedurfte nie mehr einer Arznei. Da sagte er denn sehr oft: „Der Vetter hat doch Recht:

Arbeit, Mäßigkeit und Ruh',
Schließt dem Arzt die Thüre zu.

20.

Das Goldstück.

1.

Die kleine Agnes hatte ihren Geburtstag das fünfte Mal erlebt. Der Vater ließ ihr auf diesen Tag ein neues hübsches Kleidchen machen, und die Mutter bereitete eine kleine festliche Mahlzeit. Der Taufpathe, der dazu eingeladen war, beschenkte das Kind mit einem seltenen Goldstück.

Während die Eltern nach Tische mit dem Taufpathen über allerlei Angelegenheiten redeten, gerieth das Kind mit dem Goldstücke vor die Hausthüre. Ein Weib vom Lande ging mit einem Korbe voll Obst vorbei.

„Sieh," rief das Kind, „ich habe ein schönes Geld!" „Sieh," sagte das Weib, „mein Apfel ist doch noch viel schöner. Ich gebe ihn dir aber doch für dein Geld, weil du so artig und mir so lieb bist."

Die Kleine gab das Goldstück freudig hin und griff mit beiden Händchen nach dem Apfel. Das Weib machte sich eilig davon; das Kind aber sprang in die Stube und rief: „Da seht einmal, was ich für meinen gelben Kreuzer für einen schönen rothen Apfel eingekauft habe!"

Die Mutter jammerte und der Vater zankte mit dem Kinde; der Taufpathe aber sprach: „Wir kennen die kleine liebe Agnes nun eben nicht thöricht nennen. Sie kannte das Geld nicht, und in ihren Augen mußte ein Apfel allerdings mehr werth seyn. Allein wie viele Erwachsene gibt es, die recht eigentlich, ja höchst thöricht handeln. Wir wissen, daß die Güter dieser Erde eitel und vergänglich sind, und daß nur Frömmigkeit und Tugend einen bleibenden Werth für die Ewigkeit haben. Und dennoch geben die Menschen nicht selten diese ewigen einzig wahren Güter für nichtswürdige irdische Dinge hin.

Wie Manchem ist sein ewig Heil
Für eitle Erdengüter feil!

2.

Der Taufpathe, ein wohlhabender Kaufmann, ging wieder nach Hause. Abends kam das Obstweib mit dem leeren Korbe in seinen Laden. Sie kaufte Kafee und Zucker, und gab ihm das mit Betrug erworbene Goldstück, es zu wechseln.

Er aber sagte: „Ei, ei! Wie kommst du zu

dem Goldstücke, deßgleichen weit und breit keines mehr zu finden ist? Ich kenne dieses Gold sehr gut und deßhalb — auch dich. Warte, ich will dich lehren, den Kindern Aepfel für Goldstücke zu verkaufen!"

Er ließ sie nicht mehr zum Laden hinaus, und schickte seinen Ladendiener zum Stadtrichter. Sogleich kamen zwei Gerichtsdiener, und nahmen die Betrügerin gefangen. Am andern Tage stellte man sie auf den Pranger, und hängte ihr eine Tafel an den Hals, auf der geschrieben stand:

Es folget Strafe, Schimpf und Schmach,
Betrügern auf dem Fuße nach.

21.

Der große Thaler.

Fridolin, ein frommer Bauersmann, sagte öfters: „Wer Gott recht von Herzen liebt, dem wird es leicht, das Gute zu thun und das Böse zu meiden."

Er hatte aber einen Knecht, der sehr jähzornig war, und dann in die rohesten Worte ausbrach. Fridolin ermahnte ihn öfters, er solle aus Liebe zu Gott den Zorn überwinden. Allein der Knecht sagte: „Das ist mir nicht möglich; Menschen und Thiere machen mir zu viel Verdruß."

Eines Morgens sprach Fridolin zu ihm: „Mat=

thias, sieh da einen schönen neuen Thaler! Diesen will ich dir schenken, wenn du den Tag hindurch geduldig bleibst, und kein zorniges Wort aus deinem Munde hören lässest." Dem Knechte gefiel dieser Antrag, und er nahm ihn mit Freuden an.

Die übrigen Dienstboten aber redeten es heimlich mit einander ab, ihn um den Thaler zu bringen. Alles, was sie den ganzen Tag sagten und thaten, zielte nur darauf hin, ihn zornig zu machen. Allein der Knecht hielt sich so tapfer, daß ihm nicht ein einziges zorniges Wörtlein entwischte.

Am Abende gab Fridolin ihm den Thaler, sagte aber dabei: „Schäme dich, daß du einem elenden Stücke Geld zu Lieb deinen Zorn so gut überwinden kannst, aber aus Liebe zu Gott es nicht thun magst."

Der Knecht besserte sich, und wurde ein sehr sanftmüthiger Mensch.

Wird Liebe gegen Gott dein Herz durchdringen,
So wirst du auch das Schwerste leicht vollbringen.

22.

Das wohlangelegte Geld.

Ein fleißiger Tischler, der sehr viel Geld verdiente, begnügte sich mit sehr einfacher Kost, kleidete sich und die Seinigen nur schlecht und recht, und vermied sorgfältig alle überflüssigen Ausgaben.

„Aber wo thut ihr doch euer übriges Geld hin, Meister Schreiner?“ sagte einmal sein Nachbar, ein Dreher. Der Schreiner sprach: „Ich zahle mit dem Gelde theils Schulden ab, theils leihe ich es auf Zinsen aus.“ „Ei,“ rief der Dreher, „ihr scherzt! Ihr habt weder Schulden zu bezahlen, noch irgendwo ein Kapital auf Zinsen ausliegen.“

„Es ist doch so,“ sprach der Schreiner; „laßt euch die Sache nur erklären. Seht, all' das Geld, das meine gute Eltern seit der Stunde, in der ich das Tageslicht erblickte, auf mich verwendet haben, sehe ich als eine Schuld an, die ich zurückbezahlen muß: das Geld aber, das ich auf meine Kinder verwende, um ihnen etwas Rechtes lernen zu lassen, sehe ich als ein Kapital an, das sie mir dereinst, wenn ich alt bin, sammt den Zinsen, zurück bezahlen werden.“

„Wie meine Eltern nichts sparten, mich gut zu erziehen, so mache ich es auch mit meinen Kindern; und wie ich es für meine kindliche Schuldigkeit ansehe, die Wohlthaten meiner Eltern zu vergelten, so hoffe ich, werden auch meine Kinder diese ihre nämliche Schuld an mich so sicher abtragen, als hätten sie mir Brief und Siegel darauf ausgestellt.“

Wie viel thun gute Eltern für der Kinder Glück!
Ihr Kinder zahlt es ihnen treulich einst zurück!

23.

Der übelangewandte Reichthum.

Joachim hatte nur ein geringes Bauerngut; er lebte aber bei Arbeit, Gebet und Sparsamkeit mit den Seinigen zufrieden, litt an nichts Mangel, und konnte noch jährlich eine kleine Summe Geld für seine Kinder zurück legen.

Eines Tages reinigte er den Schöpfbrunnen in seinem Hofe; da fand er tief unter Schlamm und Sand einen großen Kupferhafen voll Gold und Silber, und glaubte, jetzt erst mit dem vielen Gelde ziehe er die wahre Glückseligkeit aus dem Brunnen herauf.

Er überließ nun den Feldbau seinen Knechten, kleidete sich weit über seinen Stand, aß, was gut und theuer war, fing das Trinken und Spielen an, dachte nicht mehr an Gott und Ewigkeit, und hatte in kurzer Zeit, anstatt der gefundenen Schätze, eine große Schuldenlast aufgehäuft.

Der übelangewandte Reichthum hatte ihn zum Bettler gemacht. Sein Bauerngütchen wurde zum Verkauf ausgeboten, seine Gesundheit war durch die verschwenderische Lebensart zerstört, jeder Funken von Gottesfurcht in seinem Herzen erloschen. Da ging er hin an eben den Brunnen, aus dem

er den reichen Schatz herauf gezogen hatte, und stürzte sich verzweifelnd hinunter.

Viel Geld scheint dir das größte Glück auf Erden;
Und doch kann's leicht dir zum Verderben werden.

24.

Der Geldbeutel.

1.

Norbert, ein armer Köhlerknabe, saß unter einem Baume im Walde, und jammerte, weinte und betete. Ein vornehmer Herr, in einem grünen Kleide und mit einem Stern an der Brust, jagte eben im Walde, kam herbei, und sprach: „Kleiner, warum weinest du?"

„Ach," sagte Norbert, „meine Mutter war lange krank, und da hat mich mein Vater in die Stadt geschickt, den Apotheker zu bezahlen, und ich habe das Geld sammt dem Beutelein verloren."

Der Herr redete heimlich mit dem Jäger, der ihn begleitete, zog dann einen kleinen Geldbeutel von rother Seide heraus, in dem einige neue Goldstücke waren, und sprach: „Ist vielleicht dieses dein Geldbeutelein?" „O nein," sagte Norbert, „das meinige war nur ganz schlecht, und es war kein so schönes Geld darin."

„So wird es wohl dieses seyn?" sagte der Jäger, und zog ein unansehnliches Beutelein aus

der Tasche. „Ach ja," rief Norbert voll Freude, „dieses ist es!" Der Jäger gab es ihm, und der vornehme Herr sagte: „Weil du so herzlich gebetet hast und so ehrlich bist, so schenk' ich dir diesen Beutel mit Geld noch dazu."

Gebet erlöst aus Aengsten;
Und ehrlich währt am längsten.

2.

Stephan, ein anderer Knabe aus dem nächsten Dorfe, hörte von dieser Geschichte. Sobald nun der vornehme Herr wieder in dem Walde jagte, setzte Stephan sich unter eine Tanne im Walde, und schrie und heulte: „O mein Geldbeutel! O mein Geldbeutel! Ich habe meinen Geldbeutel verloren!"

Der Herr kam auf das Geschrei herbei, zeigte ihm eine volle Geldbörse, und fragte ihn: „Ist dieses der Beutel, den du verloren hast?" „Ja!" rief Stephan, und griff mit beiden Händen darnach.

Allein der Jäger, der neben dem Herrn stand, sprach mit trotziger Stimme: „Unverschämter Bube! Den Fürsten unterstehest du dich anzulügen? Ich will dich mit anderer Münze dafür bezahlen." Er züchtigte ihn mit einer Gerte, die er vom nächsten Haselstrauche riß, so nachdrücklich, als es der boshafte Betrüger verdient hatte.

Untreue schlägt den eignen Mann,
Und Falschheit kommt oft übel an.

25.

Der Diamantring.

Der Kaufmann William reiste über das Meer in einen fernen Welttheil, gelangte dort durch Fleiß und Geschicklichkeit zu einem großen Vermögen, und kehrte nach vielen Jahren in sein Vaterland zurück.

Als das Schiff anlandete, hörte er, seine Anverwandten seyen eben bei einer fröhlichen Abendmahlzeit auf einem nahen Landhause versammelt. Er eilte sogleich dahin, und nahm sich in der Freude seines Herzens nicht einmal Zeit, anstatt seines grauen Rockes, der von der Seereise ziemlich abgetragen war, ein besseres Kleid anzuziehen.

Allein, da er in den hell erleuchteten Saal trat, zeigten seine Herren Vettern und Frauen Basen wenig Freude, ihn wieder zu sehen; denn wegen seines dürftigen Anzuges meinten sie, er sey arm zurückgekommen.

Ein junger Mohr, den er mitgebracht hatte, ward über die Anverwandten sehr aufgebracht, und sagte: „Das sind schlechte Menschen, die ihren Freund nach so langer Zeit nicht einmal freundlich grüßen.“

„Warte nur,“ sagte der Kaufmann leise zu ihm, „sie werden bald andere Gesichter machen.“ Er steckte einen Ring, den er bei sich trug, an den

Finger — und sieh! da erheiterten sich schnell alle Gesichter, und jeder drängte sich zu dem lieben Herrn Vetter William. Der Eine drückte ihm die Hand, und der Andere umarmte ihn; Alle stritten sich um die Ehre, wer ihn in sein Haus aufnehmen und ihn bewirthen dürfe.

„Hat der Ring die Kraft, die Leute zu bezaubern?" fragte der erstaunte Schwarze. „O nein," sagte William; „an dem funkelnden Diamantringe, der seine tausend Thaler werth ist, sehen sie bloß, daß ich reich bin, und der Reichthum geht ihnen über Alles."

„O ihr verblendeten Menschen!" rief jetzt der Mohr, „so hat euch denn nicht der Ring, sondern der Geiz bezaubert. Kann man denn auch gelbes Erz und durchsichtige Kiesel höher schätzen, als einen so edlen Mann, wie mein Herr ist?"

Wahrlich:

Bei Narren nur kann Gold und Edelstein
Beliebter als die Tugend seyn!

26.

Die goldene Dose.

Ein Oberster zeigte den Offizieren, die bei ihm speisten, bei Tische eine neue, sehr schöne goldene Dose. Nach einer Weile wollte er eine Prise Tabak nehmen, suchte in allen Taschen, und sagte bestürzt: „Wo ist meine Dose? Sehen Sie doch ein-

mal nach, meine Herren, ob nicht etwa von ihnen einer sie in Gedanken eingesteckt habe."

Alle standen sogleich auf, und wendeten die Taschen um, ohne daß die Dose zum Vorschein kam. Nur der Fähnrich blieb in sichtbarer Verlegenheit sitzen, und sagte: „Ich wende meine Taschen nicht um; mein Ehrenwort, daß ich die Dose nicht habe, sey genug." Die Offiziere gingen kopfschüttelnd auseinander, und jeder hielt ihn für den Dieb.

Am andern Morgen ließ ihn der Oberst rufen, und sprach: „Die Dose hat sich wieder gefunden. Es war in meiner Tasche eine Naht aufgegangen, und da fiel sie zwischen dem Futter hinab. Nun sagen Sie mir aber, warum Sie ihre Tasche nicht zeigen wollten, was doch alle übrige Herren Offiziere gethan haben?"

Der Fähnrich sprach: „Ihnen allein, Herr Oberst, will ich es gern bekennen. Meine Eltern sind arm. Ich gebe ihnen daher meinen halben Sold, und esse Mittags nichts Warmes. Als ich bei Ihnen eingeladen wurde, hatte ich mein Mittagessen bereits in der Tasche — und da hätte ich mich ja schämen müssen, wenn beim Umwenden der Tasche ein Stück schwarzes Brod und eine Wurst herausgefallen wäre."

Der Oberst sagte gerührt: „Sie sind ein sehr guter Sohn! Damit Sie Ihre Eltern desto leichter unterstützen können, sollen Sie nun täglich bei

mir speisen.“ Er lud alle Offiziere zu einem festlichen Gastmahle ein, bezeugte vor ihnen allen die Unschuld des Fähnrichs, und überreichte ihm zum Beweise seiner Hochachtung, die goldene Dose als ein Geschenk.

Wer seine Eltern liebt und ehrt,
Ist Gott und Menschen lieb und werth.

27.

Der Tabackspfeifenkopf.

Franz Braun war der Sohn einer armen Wittwe auf dem Lande, wurde wegen seiner schönen Stimme als Singknabe an dem Musikchore der Stiftskirche in der Stadt aufgenommen, fing an zu studiren, gab fernerhin Unterricht im Latein und in der Musik, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, und brachte es durch seine ausgezeichneten Talente und seinen unermüdeten Fleiß so weit, daß er Doktor der Rechtsgelehrsamkeit wurde, und daß ihn der Präsident der Regierung zu seinem Sekretär nahm.

Der neue, überaus geschickte Herr Sekretär machte sich gegründete Hoffnung, bald ein einträgliches Amt, und überdies Amalie, die Tochter des Präsidenten, zur Ehe zu erhalten.

Eines Tages, da eben Jahrmarkt in der Stadt war, kam ein alter ehrwürdiger Landmann, den Franz gar wohl kannte, zu ihm, und sagte: „Ihre

alte kranke Mutter läßt Sie grüßen, und um eine kleine Unterstützung bitten." Franz gab ihm einen kleinen Thaler und sagte fast verdrießlich: „Bringt ihr das."

Nachmittags ging die Familie des Präsidenten auf den Markt, um zu sehen, was es da Schönes gebe und um eines oder das andere einzukaufen. Franz ging mit und erblickte da einen Pfeifenkopf von Meerschaum, der ihm gefiel, kaufte ihn, und gab dafür zwei große Thaler.

Amalie, die Tochter des Präsidenten, eine sehr schöne, verständige und edelgesinnte Jungfrau, die bisher zu Franz eine geheime Neigung gefaßt hatte, wußte, daß er heute Morgens seiner kranken Mutter bloß einen kleinen Thaler geschickt hatte; es mißfiel ihr sehr, daß er für eine sehr entbehrliche Waare zwei große Thaler hingebe, und ihr ganzes Herz wandte sich von ihm.

Sie erzählte ihrem Vater, dem Präsidenten, davon. Dieser sprach: „Auf einen Menschen, der, so geschickt er sonst seyn möge, für seine arme, kranke Mutter kein Gefühl hat, und mehr auf sein Vergnügen, auf Eitelkeit und Tändeleien bedacht ist, kann man sich nicht verlassen.

Franz erlangte, anstatt Rath zu werden, mit Mühe eine kleine Beamtenstelle auf dem Lande, und man hörte weiter nichts mehr von ihm.

Wer seine Eltern nicht aufrichtig liebt und ehrt,
Dem wird wohl selten großes Glück beschert.

28.

Die silberne Taschenuhr.

Augustin, ein armer Student, blieb einst in einer Mühle über Nacht. Eine Bank in der untern Stube diente ihm zum Bette. Um Mitternacht wachte er auf, und hörte neben sich an der Wand etwas picken. Er schaute hin, und erblickte beim Mondscheine eine silberne Sackuhr.

Es kam ihn eine große Lust an, die Uhr zu nehmen, und damit durch das Fenster zu entfliehen. Das Gewissen sagte ihm zwar: „Du sollst nicht stehlen." Allein die Begierde nach der schönen Uhr wurde immer stärker. Da sprang er mit einem Male auf, und stieg eilends zum Fenster hinaus, um der Versuchung zu entrinnen.

Als er einige hundert Schritte weit gelaufen war, reute es ihn, daß er die Uhr nicht genommen habe, und er wollte schon wieder umkehren. Allein sein Gewissen warnte ihn noch einmal, und er gab dieser Warnung Gehör, und wanderte seinen Weg weiter.

Der Mond ging unter, und es wurde sehr finster. Augustin verirrte sich in einen Sumpf, erreichte aber doch endlich eine Anhöhe. Dort legte er sich sehr ermüdet nieder, und schlief fest ein. Mit Anbruch des Tages wurde er von einem gräßlichen Geschrei geweckt, und als er die Augen aufschlug, da überfiel ihn Schrecken und Entsetzen.

Er lag unter dem Galgen, und über seinem Kopfe hing ein Dieb, um den sich eine ganze Schaar krächzender Raben versammelt hatte. Da war es ihm nicht anders, als sagte in seinem Innern eine Stimme: „Sieh, so wäre es am Ende dir gegangen, wenn du das Stehlen angefangen hättest.“ Er kniete nieder, und gelobte Gott heilig an, künftig jeder Versuchung sogleich und ernstlich zu widerstehen.

Je stärker die Versuchung droht,
Je fester halte dich an Gott.

29.

Das Uhrbändchen.

Die Schülerinnen einer Strickschule beschlossen, einen Theil ihrer vorräthigen Arbeiten zum Besten der Armen verkaufen zu lassen. Eine Handelsfrau in der Stadt, die einen großen Kaufladen hatte, übernahm aus Menschenfreundlichkeit dieses Geschäft.

Adelgunde, eine sehr eitle Schülerin, die sich für eine Meisterin im Perlenstricken hielt, dachte: „Nun kann ich es sicher und gewiß inne werden, wie hoch man meine Kunst schätzt. Meine Mitschülerinnen beneiden mich nur; selbst die Lehrerin ist mir nicht sehr geneigt. Allein die Handelsfrau weiß nicht, von wem die Arbeiten sind, und sagt mir also gewiß die Wahrheit.“

Sie ging in den Laden hin, zeigte auf ein ganz hübsches Uhrbändchen, das eine Mitschülerin gestrickt hatte, und fragte, was es koste. „Dieses kann ich nicht anders lassen,“ sagte die Frau, „als für 36 Kreuzer.“

„Und was kostet das hier?“ fragte Adelgunde weiter, und zeigte auf ein noch schöneres, von einer andern Mitschülerin. „Das kostet 48 Kreuzer,“ sagte die Frau.

„Wie hoch kommt aber dieses zu stehen?“ fragte Adelgunde wieder, und zeigte auf eines, das sie selbst gestrickt hatte, und das sie für das allerschönste hielt. „Ach, das da!“ sagte die Frau; „wenn Sie die andern zwei nehmen, so schenke ich Ihnen das in den Kauf.“

Adelgunde konnte ihre Beschämung nicht verbergen; sie wurde glühend roth. Die Frau aber sagte: „Ich merke nun wohl, daß Sie selbst dieses Bändchen gemacht haben. Ich bedauere sehr, daß es nicht besser gerathen ist. Indessen kamen Sie doch nur hieher, die Wahrheit inne zu werden, und die habe ich Ihnen aufrichtig gesagt.“

Ein eitles Herz läßt sich
Von Schmeichelei bethören;
Bescheid'ner Sinn will nichts
Als lautre Wahrheit hören.

30.

Das Strickkörbchen.

In einem Dorfe konnten die Mädchen nicht einmal stricken, und viele gingen barfuß. Der Herr des Dorfes gab nun wohl strenge Befehle, alle Schulmädchen sollen bei der Schullehrerin das Stricken lernen. Allein es wollte nicht gehen. Einige schienen zu ungeschickt dazu; andere versäumten unter allerlei Vorwänden die Strickschule. Von zwanzig Mädchen lernte nur ein einziges hübsch und fertig stricken.

Der Schullehrer, der ein sehr verständiger und liebreicher Mann war, dachte: „Ich will es doch noch dahin bringen, daß sie alle gerne stricken.“ Er verfertigte aus Pappendeckel und schön gefärbtem Papier ein sehr niedliches Strickkörblein, und schenkte es der geschickten kleinen Strickerin. Nun wollten alle Mädchen solche Körbchen haben. Allein der Lehrer sagte: „Sobald ihr stricken könnet, sollt ihr die Körblein bekommen; denn jetzt nützten sie euch zu nichts.“

Die Mädchen lernten nun mit großer Begierde stricken — und bald sah man ganze Schaaren Mädchen mit ihren Strickkörbchen am Arm durch das Dorf ziehen, oder im Grünen beisammen sitzen, die alle sehr fleißig strickten. Sie versahen nicht nur

ihr Haus, sondern auch die Nachbarschaft mit ihren schönen Arbeiten, und verdienten in Stunden, die sie sonst müßig verplaudert hätten, mit leichter Mühe vieles Geld.

Was manchmal Strafen nicht erzwingen,
Kann durch Belohnung leicht gelingen.

31.

Das Wunderkästchen.

Eine Hausfrau hatte in ihrer Haushaltung allerlei Unglücksfälle, und ihr Vermögen nahm jährlich ab. Da ging sie in den Wald zu einem alten Einsiedler, erzählte ihm ihre betrübten Umstände, und sagte: „Es geht in meinem Hause einmal nicht mit rechten Dingen her. Wißt Ihr kein Mittel, dem Uebel abzuhelfen?“

Der Einsiedler, ein fröhlicher Greis, hieß sie ein wenig warten, ging in die Nebenkammer seiner Zelle, brachte über eine Weile ein kleines versiegeltes Kästchen, und sprach: „Dieses Kästlein müßt Ihr ein Jahr lang, dreimal bei Tag und dreimal bei Nacht, in Küche, Keller, Stallungen und allen Winkeln des Hauses herumtragen, so wird es besser gehen. Bringt mir aber über's Jahr das Kästlein wieder zurück.“

Die gute Hausmutter setzte in das Kästchen ein großes Vertrauen, und trug es fleißig umher.

Als sie den nächsten Tag in den Keller ging, wollte der Knecht eben einen Krug Bier heimlich herauftragen. Als sie noch spät bei Nacht in die Küche kam, hatten die Mägde sich einen Eierkuchen gemacht. Als sie die Stallungen durchwanderte, standen die Kühe tief im Koth, und die Pferde hatten anstatt des Habers nur Heu und waren nicht gestriegelt. So hatte sie alle Tage einen andern Fehler abzustellen.

Nachdem das Jahr herum war, ging sie mit dem Kästchen zum Einsiedler, und sagte vergnügt: „Alles geht nun besser. Laßt mir das Kästlein noch ein Jahr; es enthält gar ein treffliches Mittel.“

Da lachte der Einsiedler und sprach: „Das Kästchen kann ich Euch nicht lassen; das Mittel aber, das darin verborgen ist, sollt ihr haben.“ Er öffnete das Kästchen, und sieh, es war nichts darin, als ein weißes Blättchen Papier, auf dem geschrieben stand:

Soll Alles wohl im Hause stehn,
So mußt du selber wohl nachsehn.

32.

Der Taffet.

Afra, die Tochter eines Schuhmachers, führte ihrem Vater, der Wittwer war, die Haushaltung. Sie war fleißig und geschickt; nur hatte sie eine

zu große Freude an schönen Kleidern. Einmal brachte sie zehn Ellen karmesinrothen Taffet zu einem Kleide nach Hause, die Elle zu einem Gulden und 30 Kreuzer. Sie sagte aber zu ihrem Vater, der nicht wollte, daß seine Tochter sich so kostbar kleide, und der sich übrigens auf dergleichen Waaren nicht verstand, die Elle koste nur 30 Kreuzer; und sie hörte nicht auf, zu bitten, bis ihr der Vater fünf Gulden, und noch einen Gulden weiter, angeblich für das Macherlohn, bezahlte.

Afra strich die sechs Gulden hoch erfreut ein, legte noch neun Gulden, die sie mit vieler Mühe sich erspart hatte, heimlich darauf, und ging hin, den Taffet zu bezahlen.

Indessen sie fort war, kam ein Jude, der mit Leder handelte, sah den Taffet liegen und fragte, was die Elle koste. „Der Taffet ist theuer," sagte der Schuhmacher; „die Elle kostet 30 Kreuzer." Der Jud' sprach: „Nun, der Taffet ist eben nicht schlecht. Ich gebe euch auf der Stelle 36 Kreuzer für die Elle." Der Schuhmacher gab ihm den Taffet, und der Jud' zählte das Geld hin, steckte den Taffet vergnügt in seinen Quersack, und ging.

Als Afra heim kam, sagte der Vater zu ihr: „Du wirst dich freuen, Afra; ich habe indessen einen guten Handel für dich gemacht. Denk' nur, ich habe deinen Taffet einem Juden verkauft — die Elle für 36 Kreuzer. Du hast also an jeder

Elle sechs Kreuzer gewonnen, und kannst dir jetzt wohl noch einen schönern Taffet kaufen!"

Afra erschrak, daß sie so weiß wurde, wie die Wand. „Ach, welch ein Schaden!" schrie sie im ersten Schrecken, und schlug die Hände zusammen. Der Vater merkte jetzt, daß sie ihn vorhin angelogen habe. Sie gestand unter vielen Zähren, daß sie für die zehn Ellen Taffet fünfzehn Gulden bezahlt habe, und nun neun Gulden daran verliere.

Der Vater aber sprach: „Das ist die wohlverdiente Strafe deiner Lüge; du hast dich durch deine eigene Schuld um dein sauer erspartes Geld gebracht. Ich nehme meine sechs Gulden, die mir der Jude bezahlt hat, hiemit wieder zurück — und gebe dir, weil du so falsch gegen mich gewesen, keinen Heller mehr zu einem so kostbaren Kleide."

Merk: Nichts gewinnt,
Wer Lügen spinnt!

33.

Der schöne Taffethut.

Ein reicher Edelmann vom Lande kam in einen ansehnlichen Kaufladen der Hauptstadt, um für seine Gemahlin einen Hut zu kaufen, den er ihr mit nach Hause bringen wollte. „Ich überlasse es Ihnen," sagte er zur Putzhändlerin, „den allerschönsten auszuwählen, den Sie im Laden haben. Die

Frau brachte einen prächtigen Hut, der mit schönen, kunstreichen Blumen geziert war.

„Nun wohl," sprach der Herr, „er ist überaus schön, und gefällt mir sehr wohl. Was fordern Sie dafür?" „Nichts," sagte die Frau; „der Hut ist schon längst bezahlt." „Wie soll ich das verstehen?" rief der Herr; „ich begreife es nicht."

Die Frau sagte: „Vielleicht erinnern Sie sich noch, daß Sie vor vielen Jahren auf dem Obstmarkte einem armen Mädchen Pomeranzen abgekauft haben. Sie überreichten dem Mädchen einen Dukaten, und verlangten, darauf herauszugeben. Das dürftig gekleidete Kind sagte: „Ich habe heute nur anstatt meiner Mutter, die wirklich krank liegt, das Obst feil; ich habe keine Münze zum herausgeben, und verstehe mich auch nicht auf Goldstücke." Da sprachen Sie sehr freundlich: „Nun, so bring' dieses Gold deiner kranken Mutter." Dieses großmüthige Geschenk kam damals meiner Mutter und mir sehr wohl. Unser kleiner Obsthandel wäre sonst in das Stocken gerathen. Durch eine glückliche Heirath bin ich in den Besitz dieses Kaufladens gekommen. Haben Sie die Gnade, für ihr großes Geschenk diesen Hut als ein kleines Zeichen meiner Dankbarkeit nicht zu verschmähen."

Der Edelmann war so erstaunt, als erfreut. „Meine Frau muß Sie auch kennen lernen," sprach er. „Besuchen Sie uns diesen Frühling auf unserm

Schlosse." Bevor aber die Handelsfrau auf das Land kommen konnte, kam die Gemahlin des Edelmanns in die Stadt, und beide wurden vertraute Freundinnen.

Wohlthätigkeit erfreut —
Nicht mi der Dankbarkeit.

34.

Die Perlenschnur.

Eine Edelfrau fuhr mit ihren zwei Töchtern zu einem Hochzeitfeste, das auf einem fürstlichen Jagdschlosse tief im Walde gefeiert wurde. Alle waren prächtig gekleidet und mit Gold und Perlen geschmückt.

Am Eingange des Waldes kam die Kutsche einer Hecke zu nahe. Eine Dornstaude verwickelte sich in das Haar des einen Fräuleins, und zerriß eine Perlenschnur, daß die Perlen weit umher zerstreut wurden.

Auf das Geschrei der erschrockenen Mutter und Töchter hielt der Kutscher augenblicklich, und sie brachten wohl eine Stunde zu, die kostbaren Perlen aus dem Grase und den Gesträuchen heraus zu finden. Die beiden Fräulein jammerten sehr, daß sie nun zur Hochzeit zu spät kämen.

Allein jetzt kam ein Holzhacker fast athemlos aus dem Walde hervor und sagte: „Hören Sie

auf zu jammern, und danken Sie vielmehr Gott. Denn in dem Walde lauern mehrere Räuber auf Sie. Ich wollte Ihnen die Nachricht sogleich bringen. Allein ich konnte nur auf großen Umwegen hieher gelangen, weil die Räuberbande den Wald besetzt hält. Wären Euer Gnaden nicht aufgehalten worden, so wäre ich zu spät gekommen, und Sie wären gänzlich ausgeplündert worden, und hätten wohl gar das Leben verlieren können."

Die Frau beschenkte den Mann, befahl dem Kutscher sogleich umzukehren, und sprach zu ihren Töchtern: „O meine lieben Kinder! Wie gut weiß Gott alles zu lenken! An dem Seidenfaden, an dem die Perlen angefaßt waren, hing unser aller Leben. Wäre dieses Fädelein nicht abgebrochen, so wären wir alle des Todes. Der Aufenthalt, den uns die zerrissene Perlenschnur verursachte, war also, so unangenehm er uns fiel, unser Glück. So gereichen alle kleinen und großen Widerwärtigkeiten nur zu unserm Besten."

O wüßten wir, warum uns Gott betrübe,
So wüßten wir, wie herzlich Er uns liebe.

35.

Das zerbrochene Kreuzchen.

Therese hatte ein kleines niedliches Kreuzchen zum Geschenke bekommen. Es war von schwarzem

Ebenholze, und die vier Enden waren in Gold gefaßt. Sie trug es zur Zierde an einem blauen Bande.

Einst brach das kleine Querholz des Kreuzes heraus, und Therese bat den Vater, das Kreuzchen wieder zurecht zu machen.

„Das will ich gern," sprach der Vater; „ja, ich will dich überdies noch lehren, wie du machen kannst, daß kein Leiden in der Welt für dich ein Kreuz seyn soll."

„Da sieh einmal her: Ohne das Querholz ist das längere Holz kein Kreuz. Erst wenn das Querholz hinzu kommt, wird ein Kreuz daraus."

„So ist es mit jedem Leiden, das wir ein Kreuz nennen. Der Wille Gottes ist gleichsam das längere Holz; unser Wille aber, der den göttlichen Willen immer durchkreuzen möchte, ist das Querholz."

Nimm daher bei jedem Kreuze, das dich einst treffen wird, das Querhölzlein heraus, so wird es für dich kein Kreuz mehr seyn."

Ergebenheit in Gottes Willen
Kann alles Kreuz und Leiden stillen.

36.

Der Spiegel.

Mathilde war sehr jähzornig. Die Mutter stellte ihr oft nachdrücklich vor, wie sündlich, abscheulich

und verderblich der Zorn sey, und ermahnte sie zur Sanftmuth. Allein Mathilde besserte sich nicht.

Einmal saß sie an ihrem Nähtischlein, auf dem ein zierliches Geschirr voll Blumen stand. Ihr kleines Brüderchen stieß von ungefähr das Geschirr herab, daß es in Stücke zerbrach. Mathilde kam vor Zorn fast außer sich. Ihre Augen funkelten, die Stirnadern liefen ihr auf, und ihr ganzes Gesicht war entstellt.

Da hielt ihr die Mutter geschwind einen Spiegel vor das Gesicht. Mathilde erschrak über ihre eigene Gestalt. Der Zorn verging ihr, und sie fing an zu weinen.

„Siehst du nun," sprach die Mutter, „was es Häßliches um den Zorn ist? Wenn du ihn zur Gewohnheit werden läßt, so bleiben dir nach und nach diese häßlichen Mienen, und alle Anmuth verschwindet aus deinem Angesicht."

Mathilde nahm sich dieses zu Herzen, und gab sich alle Mühe, ihren Zorn zu überwinden. Sie wurde sehr sanftmüthig, und die Sanftmuth verschönerte noch ihr Angesicht.

Die Mutter sagte aber öfters: „Wie es mit dem Zorn und der Sanftmuth ist, so ist es mit allen Lastern und Tugenden.

Das Antlitz ist der Seele Bild;
Das Laster macht es roh und wild,
Die Tugend lieblich, hold und mild."

37.

Das Porträt.

Vor vielen hundert Jahren starb in einer großen Stadt des Morgenlandes ein Kaufmann, der ein ansehnliches Vermögen hinterließ. Man wußte zwar, daß er einen einzigen Sohn habe, der sich auf Reisen befand; allein Niemand in der Stadt kannte den Sohn von Angesicht.

Nach einiger Zeit kamen drei Jünglinge in der Stadt an, und jeder behauptete, daß er der einzige Sohn und rechtmäßige Erbe sey. Der Richter ließ ein wohlgetroffenes Bildniß des Vaters bringen und sprach: „Wer von euch dreien das Zeichen, das ich hier auf der Brust des Bildes mache, mit einem Pfeile treffen kann, dessen soll die Erbschaft seyn.“

Der Erste schoß und traf sehr nahe; der Zweite noch näher; der Dritte aber fing, indem er zielte, an zu zittern, erblaßte, brach in Thränen aus, warf Pfeil und Bogen zur Erde, und rief: „Nein, ich kann nicht schießen; ich will lieber die ganze Erbschaft verlieren!“

Nun sprach der Richter zu ihm: „Edler Jüngling, du bist der wahre Sohn und der rechte Erbe; die andern zwei, die so gut geschossen haben, sind es nicht. Denn ein ächter Sohn kann

das Herz seines Vaters auch nicht einmal im Bilde mit einem Pfeile durchbohren."

O Heil dem Kind', das seine Eltern liebt,
Um Alles von der Welt sie nicht betrübt.

38.

Das neue Kleid.

Frau von Thalheim ließ ihrer Tochter auf das Weihnachtsfest ein neues Kleid von himmelblauem Atlas machen. Der Schneider brachte es noch spät am Weihnachtabende. Fräulein Apollonie zog das Kleid sogleich an, um zu sehen, ob es recht gemacht sey. Es war zu ihrer großen Freude ihr wie angegossen.

Die Mutter sprach, indem sie das Geld zählte, zu Apollonie: „Es ist heute Abend sehr kalt! Bring dem geschickten Kleidermacher ein Gläschen von unserm guten Liqueur. Zünde aber ein Licht an; denn es ist bereits ziemlich dunkel, zumal draußen im Kämmerchen."

Apollonie ging, brachte eine gläserne Flasche, reichte dem Meister ein gefülltes Gläschen, und blieb voll Freundlichkeit vor ihm stehen, um ihm nochmal einzuschenken. Der Mann nahm den Mund ziemlich voll — sprudelte aber erschrocken sogleich alles wieder heraus.

Apollonie war zu bequem gewesen, ein Licht

anzuzünden, und hatte anstatt der Flasche mit dem dunkelrothen Getränke die Tintenflasche erwischt. Ihr schönes himmelblaues Kleid war über und über so dicht mit großen und kleinen Tintenflecken besäet, daß es gar nicht mehr zu gebrauchen war. Das arme Mädchen weinte heiße Thränen; die Mutter aber sprach: „So geht's, wenn man nicht gehorsam ist; du kannst nun morgen in deinem alten Kleide zur Kirche gehen, und bevor ein Jahr vorüber ist, laß ich dir kein neues mehr machen."

Der Vater, der eben zur Thür herein kam, machte über die Begebenheit noch eine besondere Anmerkung. „Der Thor," sagte er, „der die Finsterniß dem Lichte und die Dummheit dem Verstande vorzieht, mag hier die Richtigkeit des Spruches erkennen:

Fehlt es im Haus — und Kopf' am Lichte,
So gibt's manch' garstige Geschichte."

39.

Der alte Mantel.

Einige Soldaten kamen zur Zeit des Krieges in ein Dorf, und verlangten einen Wegweiser. Ein armer Tagwerker sollte mit ihnen gehen. Es war sehr kalt, und schneiete und wehte entsetzlich. Er bat die Bauern flehentlich, ihm einen Mantel zu leihen. Allein sie gaben ihm kein Gehör. Nur

ein fremder alter Mann, der durch den Krieg aus seiner Heimath vertrieben worden war, und in dem Dorfe sich kümmerlich als Schmiedsknecht nährte, erbarmte sich des Tagwerkers, und gab ihm seinen alten Mantel.

Die Soldaten zogen fort, und sieh! am späten Abende kam ein junger, schöner Officier in prächtiger Uniform und mit einem Ordenskreuz an der Brust in das Dorf geritten, und ließ sich zu dem alten Manne führen, der dem Wegweiser den Mantel geliehen hatte. Der gutherzige Greis that, als er den Officier erblickte, einen lauten Schrei: „O Gott! das ist ja mein Sohn Rudolph!" rief er, eilte auf ihn zu, und umfaßte ihn mit beiden Armen.

Rudolf hatte vor mehrern Jahren Soldat werden müssen, und war wegen seiner vorzüglichen Geistesgaben, wegen seiner Rechtschaffenheit und Tapferkeit Officier geworden. Er hörte nichts mehr von seinem Vater, der vormals in einem angesehenen Marktflecken Schmiedmeister gewesen war. Allein der Sohn hatte den alten Mantel erkannt, und aus der Erzählung des Wegweisers sich überzeugt, daß sein Vater nunmehr in diesem Dorfe sich aufhalte.

Vater und Sohn weinten vor Freuden, und alle Leute, die umher standen, weinten mit. Rudolph blieb die ganze Nacht hindurch bei seinem Vater, unterredete sich mit ihm bis an den frühen Mor-

gen, gab ihm, bevor er weiter ritt, viel Geld, und versprach, ferner für ihn zu sorgen.

Die Leute aber sagten: „Weil der alte Mann so barmherzig war, so hat sich Gott auch über ihn erbarmt, und ihn seinen Sohn wieder finden lassen, der ihn aus aller Noth errettet.

Wer sich erbarmet fremder Noth,
Den segnet auch der liebe Gott.

40.

Die Schuhe.

Der arme Meinrad hütete die Ziegen. Sein Lohn war aber so gering, daß er sich nicht einmal Schuhe anschaffen konnte. Es fror ihn sehr an den Füßen; denn es war bereits spät im Herbste, und das Wetter sehr naß und kalt.

Da kam ein Mann aus dem Gebüsche, der wegen Diebstahls schon ein Paar Male in das Zuchthaus gesperrt worden war, und sagte: „Mein Handwerk ist einträglicher. Geh zu mir in den Dienst, so laß ich dir neue Schuhe machen. Dann darfst du dich nicht mehr so quälen, und nicht mehr im Kothe barfuß gehen.

Allein der Knabe antwortete: „Nein! Ich will lieber barfuß gehen und ehrlich bleiben, als mir durch Unrecht das reichlichste Auskommen erwerben. Denn es ist doch besser, sich die Füße mit Koth be-

schmutzen, als die Hände — und die Seele mit schlechten Thaten beflecken.

Arm, doch ehrlich und gerecht,
Das ist mehr, als reich — und schlecht.

41.

Der Schuhnagel.

Der fleißige Nagelschmied Ohnerast saß den ganzen Tag in seiner Werkstätte, und hämmerte darauf los, daß die Funken umher sprühten.

Der Sohn seines reichen Nachbars, des Herrn von Berg, kam täglich herüber, und sah ihm oft Stunden lang zu.

„Lernen Sie zum Zeitvertreibe auch einen Nagel machen, junger Herr," sagte einst der Nagelschmied; „denn wer weiß, wozu dies einmal gut ist."

Der müßige junge Herr ließ sich das gefallen. Er setzte sich lachend an den Amboß, und erwarb sich bald die Geschicklichkeit, daß er einen guten, brauchbaren Schuhnagel zu Stande bringen konnte.

Der alte Herr von Berg starb; der Sohn aber verlor durch den Krieg seine Güter, und kam als ein armer Auswanderer in ein weit entferntes Dorf. In diesem Dorfe lebten mehrere Schuhmacher, die vieles Geld für Schuhnägel in die Stadt trugen, und sie oft für ihr theures Geld nicht zu bekommen wußten. Denn in der ganzen Gegend wurden viele tausend Schuhe für die Armee gefertigt.

Der junge Herr von Berg, dem es sehr elend ging, besann sich nun, daß er die Kunst, Schuhnägel zu machen, recht gut verstehe. Er erbot sich, den Schuhmachern Nägel in Menge zu liefern, wenn sie ihm behülflich seyn wollten, eine Werkstätte zu errichten. Sie halfen ihm dazu, und nun ernährte er sich sehr reichlich.

„Es ist doch gut," sagte er oft, „wenn man auch nur einen Schuhnagel machen kann. Das thut mir jetzt mehr Dienste, als mein Landgut, das mir nicht für hundert tausend Gulden feil gewesen wäre."

Ein Handwerk, welches man recht kann,
Ernähret sicher seinen Mann.

42.

Die sieben Stäbe.

Ein Vater hatte sieben Söhne, die öfters mit einander uneins wurden. Ueber dem Zanken und Streiten versäumten sie die Arbeit. Ja, einige böse Menschen hatten im Sinne, sich diese Uneinigkeit zu Nutzen zu machen, und die Söhne nach dem Tode des Vaters um ihr Erbtheil zu bringen.

Da ließ der ehrwürdige Greis eines Tages alle sieben Söhne zusammen kommen, legte ihnen sieben Stäbe vor, die fest zusammen gebunden waren, und sagte: „Demjenigen von euch, welcher die-

sen Bündel Stäbe entzwei bricht, zahle ich hundert große Thaler baar."

Einer nach dem Andern strengte alle seine Kräfte an, und jeder sagte nach langem vergeblichen Bemühen: „Es ist gar nicht möglich!"

„Und doch," sagte der Vater, „ist nichts leichter." Er lös'te den Bündel auf, und zerbrach einen Stab nach dem andern mit geringer Mühe. „Ei" riefen die Söhne, „so ist es freilich leicht; so könnte es ein kleiner Knabe!"

Der Vater aber sprach: „Wie es mit diesen Stäben ist, so ist es mit euch, meine Söhne. So lange ihr fest zusammen haltet, werdet ihr bestehen, und Niemand wird euch überwältigen können. Wird aber das Band der Eintracht, das euch verbinden soll, aufgelös't, so geht es euch, wie den Stäben, die hier zerbrochen auf dem Boden umher liegen."

Das Haus, die Stadt, das ganze Land
Besteht nur durch der Eintracht Band.

43.

Die Kette.

Simon war ein unredlicher Bursche, und um nichts besser, als ein Dieb. Er stahl zwar nicht gerade zu; allein wo er etwas fand, behielt er es für sich, wenn er gleich vermuthen konnte, wem es gehöre.

Eines Morgens ging er an der Schmiede vorbei. Nicht weit von der Thür lag eine schöne eiserne Kette auf dem gepflasterten Boden. Simon schaute erst sorgfältig umher, ob ihn Niemand sehe — und griff dann geschwind nach der Kette. Aber plötzlich that er einen entsetzlichen Schrei, und ließ die Kette wieder fallen. Die Kette war beinahe glühend heiß, und er hatte sich alle fünf Finger jämmerlich verbrannt.

Der Schmied, der die heiße Kette dahin gelegt hatte, damit sie sich abkühle, kam auf den Schrei zur Thür heraus, und sagte: „Es ist dir recht geschehen, daß du dir deine Diebsfinger verbrannt hast. Damit dir nicht ein noch größeres Uebel widerfahre, so laß dir's gesagt seyn:

Die fremden Sachen rührt ein braver Mann
So wenig als ein glühend Eisen, an“

44.

Der Strick.

Zwei Bettelknaben, Veit und Klaus, fanden auf der Landstraße einen alten Strick, und stritten und zankten sich darum, daß Berg und Thal widerhallten. Veit hielt den Strick an dem einen Ende, Klaus zog an dem andern Ende, und Einer suchte ihn dem andern mit Gewalt aus den Hän-

den zu reißen. Auf einmal riß der Strick entzwei, und beide Knaben fielen jämmerlich in den Koth.

Ein Mann, der dazu gekommen war, sagte: „So geht's den Streitsüchtigen! Ueber ein kleines schlechtes Ding fangen sie großen Lärm und Zank an, und was haben am Ende beide Theile gewonnen? Nichts, als daß sie sich mit Spott und Schande bedecken, wie ihr beide jetzt mit Koth beschmutzt seyd.

Sey friedsam; denn es nimmt der Streit
Ein Ende, das dich nicht erfreut.

45.

Der Jahrmarkt.

Eine wohlhabende Frau auf dem Lande hatte keine Kinder, und wollte daher ein fleißiges und sittsames Mädchen aus ihrer Verwandtschaft in der Stadt an Kindesstatt annehmen.

Sie begab sich deßhalb einstens dahin, und kaum war ihr Vorhaben bekannt geworden, so fanden sich auch sogleich mehrere Mädchen bei ihr ein, empfahlen sich ihr, und rühmten sich mit ihr verwandt zu seyn.

Die Frau ließ dieses vorerst auf sich beruhen, und gab jedem der Mädchen ein Geldstück, indem sie sagte: „Es ist heute Jahrmarkt; kauft euch auf dem Markte selbst etwas von dem ein, was

euch lieb und werth ist. Dann kommt aber wieder, und laßt mich sehen, was ihr gekauft habt."

Die Mädchen eilten fort, und kamen voll Freuden wieder zurück. Fast alle brachten bunte Bänder, Schnüre glänzender Perlen, goldgestickte Haubenzeuge und ähnliche Putzwaaren, und zeigten die vermeinten Herrlichkeiten der Base.

Nur ein einziges Mädchen, die arme Auguste, hatte nichts von dergleichen Dingen gekauft, sondern ein Gebetbüchlein und einen Spinnrocken nebst einem Dutzend Spindeln.

Das gefiel der Frau. Sie nahm Augusten freundlich bei der Hand, und sagte: „Es freut mich, liebes Kind, daß du deinen Sinn schon frühe auf das Beten und Arbeiten richtest. Die Andern haben es durch ihr thörichtes Einkaufen nur zu deutlich gezeigt, daß ihnen an Putz und Eitelkeit mehr gelegen ist, als an Frömmigkeit und Arbeitsamkeit. Du bist von nun an meine Tochter! Fahre so fort, werde immer frömmer und besser, und sey immer fleißig, so wird der liebe Gott immer mit dir seyn, und sein Segen wird dir überall folgen. Arbeite fleißig, bete gern, das ziert dich mehr als Band und Stern.

Des Menschen ganzer Werth besteht
In treuer Arbeit und Gebet.

46.

Die Maskerade.

Ein Edelmann gab einigen Gästen eine prächtige Abendmahlzeit. Während man an der Tafel saß, kamen zwei Masken in den Saal, die nicht größer waren, als Kinder von fünf bis sechs Jahren, und einen vornehmen Herrn und eine vornehme Frau vorstellten. Der Herr hatte ein scharlachrothes Kleid mit goldenen Borden an; seine große wolkichte Perücke war schneeweiß gepudert, und in der Hand hielt er einen bordirten Hut. Die Frau war in goldgelben Taffet mit silbernen Flittern gekleidet, und hatte ein niedliches Hütchen mit hohen Federn auf dem Kopf, und einen Fächer in der Hand. Beide tanzten sehr zierlich und machten öfter sehr künstliche Sprünge. Jedermann sagte, man könne die Geschicklichkeit dieser artigen Kinder nicht genug bewundern.

Da nahm ein alter Offizier, der mit zu Tische saß, einen Apfel von der Tafel, und warf ihn zwischen das tanzende Paar. Plötzlich stürzten Herr und Dame auf den Apfel los, stritten und zerrten sich darum wie wüthend, rissen sich Masken und Kopfputz ab — und anstatt des Paars geschickter Kinder kam ein Paar garstiger Affen zum Vorschein. Alle an der Tafel erhoben ein lautes Ge-

lächter; der alte Offizier aber sprach sehr ernsthaft: „Affen und Narren mögen sich immerhin prächtig herausputzen; es kommt doch bald an den Tag, wer sie sind.“

Was nützt ein prächtiges Gewand,
Fehlt dir's an Tugend und Verstand?

47.

Der Schatz im Walde.

Ambros besuchte in einem benachbarten Dorfe seine Großmutter, und sie schenkte ihm einen Korb voll Aepfel. Wie er nun mit seinem Aepfelkorb auf dem Kopfe am späten Abende durch den dunklen Wald nach Hause ging, sah er unter einem alten Eichbaume etwas glänzen, wie lauter Silber. „Das ist ein Schatz!“ dachte er, schüttete die Aepfel auf die Erde, füllte den Korb mit den gefundenen Kostbarkeiten, und lief damit voll Freude nach Hause. Als er aber den Fund am nächsten Morgen beim Lichte der Sonne betrachtete, sieh, da hatte er für seine schönen Aepfel, die in der vergangenen Nacht von den Wildschweinen aufgezehrt worden — nichts, als faules Holz, das manchmal im Dunkeln leuchtet.

Es ist beim Strahl des rechten Lichts
Manch Erdenglück ein glänzend Nichts.

48.

Das Geschenk zum Geburtstage.

Fräulein Cäcilie feierte ihren vierzehnten Geburtstag. Vater, Mutter und Geschwister wünschten ihr Glück, und beschenkten sie reichlich. Die Großmutter aber überreichte ihr einen Veilchenkranz, der mit einer Perlenschnur durchflochten, und mit einer Schleife von rosenfarbenem Bande geziert war.

„Meine liebe Enkelin!" sagte sie gütig und mit gerührtem Herzen. „Möchten die Perlen ein Sinnbild deiner Tugenden, und die Veilchen ein Sinnbild deiner Demuth werden."

Cäcilie warf aber einen verächtlichen Blick auf den Kranz, und dachte bei sich: „Ich hätte von meiner Großmutter etwas Besseres erwartet, als Blumen, die man umsonst haben kann, und als solche Perlen, die lange nicht so hell glänzen, als die wohlfeilsten Glasperlen."

Sie nahm den Kranz, setzte ihn geschwind ihrem kleinen Schwesterchen auf, das neben ihr stand, und sagte mit boshaftem Lächeln: „Julchen! Der blaue Kranz steht in deinen gelben Haaren unvergleichlich schön. Ich wüßte nichts damit anzufangen; für ein Kind aber, wie du, ist er ein prächtiges Geschenk."

Die Großmutter sprach: „Cäcilie hat Recht! Das Geschenk schickt sich besser für ein anspruch-

loses Kind, als für ein hochmüthiges, eigennütziges Fräulein. Die Perlen, die Cäcilie nicht kannte und sie deßhalb verschenkte, sind ächt, und kosteten mich bare hundert Thaler. Cäcilie, der dieses Geschenk zu schlecht war, hat sich für ihren Eigennutz und Stolz selbst bestraft. Du aber, gutes Julchen, merke dir das Sprüchlein, das hier auf dem rothen Bande mit goldenen Buchstaben gestickt und wohl mehr werth ist, als Gold und Perlen:

Sey stets an Perlen ächter Tugend reich?
An Demuth holden Veilchen gleich.

49.

Die drei Bücher.

Ein frommer Greis, der in einer armen, einsamen Hütte lebte, hatte eine so große Weisheit und Einsicht, daß er Jedermann guten Rath und heilsame Lehren zu ertheilen wußte.

Ein gelehrter Mann, der ihn besuchte, verwunderte sich über seine weisen Reden und sprach zu ihm: „Woher kommt dir diese Weisheit? Ich sehe in deiner Hütte ja keine Büchersammlung, aus der du so viel Gutes und Schönes hättest lernen können.“

Der Greis sprach: „Und doch habe ich die drei besten Bücher, die es gibt, und lese täglich darin. Diese Bücher sind: Die Werke Gottes

über mir und rings um mich her; das Gewissen in meinem Innersten; und die heilige Schrift.

Die Werke Gottes, Himmel und Erde, sind wie ein großes Buch vor uns aufgeschlagen; sie verkünden uns die Allmacht, Weisheit und Güte des himmlischen Vaters.

Mein Gewissen sagt mir, was ich zu thun und zu lassen habe.

Die heilige Schrift aber, dieses Buch aller Bücher, lehrt uns, wie Gott sich von Erschaffung der Welt an, den Menschen geoffenbart, und wie der Sohn Gottes unser Herr und Heiland Jesus Christus, in diese Welt gekommen ist, und was er geboten und verheißen, gethan und gelitten hat, um uns heilig und selig zu machen."

Was wir glauben, hoffen, lieben,
Was wir thun und meiden müssen,
Steht in Gottes Wort geschrieben,
In der Schöpfung, im Gewissen.

50.

Das bessere Land.

Ein Vater und eine Mutter lebten mit ihren zwei Kindern auf einer rauhen Insel des weiten Weltmeers, wohin sie durch Schiffbruch gerathen waren. Wurzeln und Kräuter dienten ihnen zur Nahrung, eine Quelle war ihr Trank, und eine

Felsenhöhle ihre Wohnung. Oft tobten auf der Insel furchtbare Stürme und Gewitter.

Die Kinder konnten sich's nicht mehr denken, wie sie auf die Insel gekommen waren; sie wußten nichts mehr von dem großen, festen Lande; Brod, Milch, Obst, und was es dort sonst noch Köstliches gibt, waren ihnen unbekannte Dinge geworden.

Da landeten eines Tages in einem kleinen Schifflein vier Mohren an der Insel. Die Eltern hatten eine große Freude, und hofften nun von ihren Leiden erlöst zu werden. Das Schifflein war aber zu klein, Alle zugleich auf das feste Land hinüber zu bringen — und der Vater wollte die Fahrt zuerst wagen.

Mutter und Kinder weinten, als er in das schwache, bretterne Fahrzeug stieg, und die vier schwarzen Männer ihn fortführen wollten. Er aber sagte: „Weinet nicht! Drüben ist es besser — und ihr Alle kommt ja bald nach!"

Als das Schifflein wieder kam und die Mutter abholte, weinten die Kinder noch mehr. Aber auch sie sagte: „Weinet nicht! In dem bessern Lande sehen wir uns Alle wieder!"

Endlich kam das Schifflein, die zwei Kinder abzuholen. Sie fürchteten sich sehr vor den schwarzen Männern, und zitterten vor dem furchtbaren Meere, über das sie hinüber sollten. Unter Furcht und Zittern näherten sie sich dem Lande.

Aber wie freuten sie sich, als ihre Eltern am Ufer standen, ihnen die Hände boten, sie in den Schatten hoher Palmbäume führten, und auf dem blumigen Rasen sie mit Milch, Honig und köstlichen Früchten bewirtheten. „O wie thöricht war unsere Furcht!" sagten die Kinder; „nicht fürchten, sondern freuen hätten wir uns sollen, als die schwarzen Männer kamen, uns in das bessere Land abzuholen."

„Liebe Kinder," sprach der Vater, „unsere Ueberfahrt von der wüsten Insel in dieses schöne Land hat für uns noch eine höhere Bedeutung."

„Es steht uns Allen noch eine weitere Reise in ein viel schöneres Land bevor. Die ganze Erde, auf der wir wohnen, gleicht einer Insel; das herrliche Land hier ist für uns ein, wiewohl nur schwaches Bild des Himmels; die Ueberfahrt dahin über das stürmende Meer ist der Tod. Jenes Schifflein erinnert an die Bahre, auf der uns schwarz gekleidete Männer einst forttragen werden. Aber, wenn jene Stunde schlägt, da wir, ich eure Mutter oder ihr, diese Welt verlassen müssen: so erschreckt nicht. Der Tod ist für fromme Menschen, die Gott lieb gehabt und seinen Willen gethan haben, nichts als ein Uebergang in's bessere Land."

Der Christ soll Tod und Grab nicht scheuen,
Er darf sich auf den Himmel freuen;
Ihn führet Gottes Vaterhand
Hinüber in das beff're Land.

Vierte Abtheilung.

1.

Der gute Vater.

Ein guter Vater hielt sich wichtiger Geschäfte wegen in der Hauptstadt auf; die Mutter und die Kinder lebten indessen weit von ihm entfernt, auf dem Lande.

Da schickte der Vater den Kindern einmal eine große Kiste voll schöner Sachen und schrieb ihnen: „Liebe Kinder! Seyd fromm und gut, dann dürft ihr bald zu mir kommen. Dahier, wo ich wohne, habe ich noch viel schönere Geschenke für euch aufbewahrt.“

Die Kinder hatten eine große Freude und sagten: „Wie gut ist doch unser Vater! Wie liebt er uns, daß er uns so reichlich beschenkt! Wir wollen ihm gewiß recht dankbar seyn, und Alles thun,

was in dem Briefe steht. O wie freuen wir uns den guten Vater einmal zu sehen!“

Die Mutter sprach hierauf: „Liebe Kinder! Euer Vater auf Erden ist wohl recht gütig gegen euch, allein noch viel gütiger ist der himmlische Vater gegen alle Menschen.“

„Wir sehen jetzt den lieben Gott freilich noch nicht, wie ihr euren Vater jetzt nicht seht. Allein Gott läßt uns — Sonne, Mond und Sterne leuchten, und Blumen, Obst und Feldfrüchte wachsen. Durch diese reichen Geschenke gibt Er uns Seine Liebe zu erkennen. Die heilige Schrift, aus der ich euch schon Vieles erzählt und vorgelesen habe, ist gleichsam ein Brief von Ihm, darin Er uns Seinen Willen offenbaret, und uns den Himmel verspricht. O dort warten noch schönere Gaben und größere Freuden auf uns, als diese Welt uns geben kann!“

„Wir wollen Gott wieder lieben, Seinen Willen thun, und auf den Himmel hoffen. Dort werden wir Gott von Angesicht zu Angesicht sehen, und unsere Seligkeit wird unbeschreiblich groß seyn.“

Gott ist die laut're Lieb' und Güte,
Liebt Ihn mit freudigem Gemüthe.

2.

Das betende Kind.

Eine arme Wittwe sprach eines Morgens zu ihren fünf unerzogenen Kindern: „Liebe Kinder, ich kann euch diesen Morgen nichts zu essen geben! Ich habe kein Brod, kein Mehl, kein einziges Ei mehr im Hause. Bittet doch den lieben Gott, daß Er uns helfe; denn Er ist reich und mächtig, und sagt ja selbst: Rufe Mich an in der Noth, so will Ich dich erretten.“

Der kleine Christian, der kaum sechs Jahre alt war, machte sich nüchtern und sehr betrübt auf den Weg in die Schule. Er kam an der offenen Kirchenthüre vorbei, ging hinein, und kniete vor dem Altare nieder. Da er Niemanden in der Kirche sah, so betete er mit lauter Stimme: „Lieber Vater im Himmel, wir Kinder haben nichts mehr zu essen. Unsere Mutter hat kein Brod und kein Mehl mehr, nicht einmal ein Ei. Gieb uns doch etwas zu essen, damit wir sammt unsrer lieben Mutter nicht verhungern müssen. Ach ja, hilf uns! Du bist ja reich und mächtig; Du kannst uns leicht helfen, und Du hast es uns noch dazu versprochen!“

So betete Christian in seiner kindlichen Einfalt und ging dann in die Schule. Als er nach Hause kam, erblickte er auf dem Tische einen großen Laib

Brod, eine Schüssel voll Mehl und ein Körblein voll Eier. „Nun, Gott sey Dank!" rief er freudig; „Gott hat mein Gebet erhört. Sag' doch, liebe Mutter, hat ein Engelein dieses Alles zum Fenster herein gebracht?"

„Nein," sagte die Mutter, „aber Gott hat dein Gebet dennoch erhört. Als du am Altare betetest, kniete die Frau Amtmännin in ihrem vergitterten Kirchenstuhl. Du konntest sie nicht sehen; aber sie hat dich gesehen und dein Gebet gehört. Deßhalb hat sie uns dieses Alles geschickt; sie war der Engel, durch den Gott uns geholfen hat. Kinder, so danket denn alle Gott, seyd fröhlich — und vergeßt in eurem Leben nicht den schönen Spruch:

Gott kann dich wunderbar erhalten,
Vertrau auf Ihn, und laß Ihn walten.

3.

Der gute Sohn.

Anton war Lehrling, sein Vater aber Handlungsdiener in einem ansehnlichen Handlungshause. Der Vater mußte in Geschäften des Kaufherrn eine Reise über das Meer machen.

Da kam die traurige Nachricht, das Schiff sey von Seeräubern weggenommen worden; wo aber Antons Vater hingekommen, konnte man nicht erfahren.

Anton vollendete seine Lehrjahre treu und redlich, ward dann selbst Handlungsdiener, und erwarb sich durch Fleiß und Geschicklichkeit einiges Vermögen.

Endlich vernahm er, sein Vater befinde sich als Sklave in der Türkei, und er entschloß sich augenblicklich, ihn zu befreien. Er zog all' sein erspartes Geld ein, verkaufte seine besten Kleider und Alles, was er sonst an Geldeswerth hatte, verdingte sich, um die Kosten der Fahrt über das Meer zu verdienen, als Schiffsknecht, kam zu dem reichen Türken, dessen Sklave sein Vater war, und erbot sich, seinen Vater los zu kaufen.

Allein der Türke forderte eine so große Summe Geldes, daß Alles, was Anton mitgebracht hatte, nicht zur Hälfte hinreichte. „Nun denn,“ sprach Anton, „so nimm mich anstatt meines Vaters als Sklaven an. Ich bin jung, und kann dir mehr Dienste leisten, als mein Vater, der bereits alt ist.“

Auf Befehl des Türken kam der Vater, fiel seinem Sohne erstaunt um den Hals, und beide weinten heiße Thränen. Als der Vater aber hörte, sein Sohn wolle für ihn Sklave werden, weinte er noch heftiger, und wollte es durchaus nicht zugeben.

Der Sohn aber sprach unter Thränen: „O liebster Vater! Ich bin nicht nur bereit für dich die Sklavenkette zu tragen, sondern selbst das Leben

zu geben. Nimm das Lösegeld, das ich mitbrachte, zum Reisegeld, und lebe wohl!"

Da wurde der Türke bis zu Thränen gerührt, und sagte zu Anton: „Du bist ein treuer, edler Sohn! Ich schenke deinem Vater die Freiheit unentgeltlich, und gebe dir so viel Geld, daß ihr beide ein eigenes Handelshaus errichten könnet. Denn du, lieber Anton, hast gehandelt, wie ein guter Sohn nach Gottes Willen sich gegen seinen Vater betragen soll."

Ein gutes Kind wird selbst das Leben
Aus Liebe für die Eltern geben.

4.

Die treuen Brüder.

Zur Zeit der Aernte kamen zwei rüstige Jünglinge aus dem Gebirge herab in das ebene Land, wo es an Arbeitern fehlte, und sagten zu einem Bauern: „Wir beide wollen euch die ganze Aerntezeit hindurch helfen, euer Getreide herein zu bringen, wenn ihr uns die Kost und zehn Thaler Lohn gebt!"

„Zehn Thaler ist zu viel," sagte der Bauer; „ich meine, zehn Gulden wären mehr als genug." „Nein," sagten die Jünglinge, „es müssen gerade zehn Thaler seyn; mit weniger ist uns nicht geholfen. Wollt ihr uns nicht so viel geben, so bieten wir unsre Dienste einem Andern an."

„Wozu habt ihr denn so viel Geld nothwendig?“ fragte der Bauer. „Seht,“ sagten sie, „wir haben zu Hause einen jüngern Bruder, der bereits vierzehn Jahre alt ist. Ein geschickter Wagner will ihn in die Lehre nehmen, verlangt aber durchaus zehn Thaler Lehrgeld. So viel Geld aber weiß unser alter Vater nicht aufzubringen. Da haben wir zwei ältere Brüder uns denn verabredet, dieses Geld zu verdienen.“

„Nun wohl,“ sagte der Bauer, „wegen eurer brüderlichen Liebe will ich euch zehn Thaler geben, wenn ihr so fleißig arbeitet, daß ich damit zufrieden seyn kann.“

Die beiden Brüder arbeiteten an den heißen Aerntetagen unermüdet im Schweiße ihres Angesichtes; sie waren Morgens am frühesten auf, und legten sich Abends am spätesten zur Ruhe.

Als die Aernte glücklich eingebracht war, bezahlte der Bauer ihnen die zehn Thaler, und sprach: „Ihr habt euern Lohn redlich verdient, und da gebe ich Jedem von euch noch einen Thaler darüber.

Wenn Geschwister einig leben,
Treulich sich zu helfen streben —
Kann es etwas Schön'res geben?

5.

Die ungleichen Brüder.

1.

Der leichtsinnige Valentin nahm seinen jüngern Bruder Philipp mit an den Fluß, stieg mit ihm in ein Schifflein, und stieß vom Lande.

Der reißende Strom warf das Schifflein an die Felsen, daß es in Stücke zerbrach. Valentin schwamm mühsam an den steilen Felsen umher, konnte aber nirgends daran emporklimmen; den Philipp riß der Fluß weit mit sich fort.

Ein Fischer, der das Geschrei der beiden Knaben gehört hatte, lief herbei, sprang in das Wasser, schwamm mit eigener großen Lebensgefahr dem kleinen Philipp nach, erreichte ihn, brachte ihn glücklich an das Land, und freute sich unbeschreiblich, ihn gerettet zu haben.

Es wagt ein edler guter Mann
Für Andre gern das Leben dran.

2.

Während der gute Fischer den Philipp aus dem Wasser heraus holte, war Valentin ertrunken. Die Leute, die zusammen gelaufen waren, sagten zu dem Fischer: „Da du nicht alle beide retten konntest — warum hast du dein Leben daran gewagt, diesem zu

helfen? Den andern hättest du ja ohne große Mühe und mit geringerer Gefahr aus dem Wasser ziehen können!"

Der Fischer sprach: „Der leichtfertige Valentin, der ertrunken ist, hat mir oft Fische und Krebse gestohlen, und mir Vieles an meinen Netzen verdorben; der gute Philipp hat mir, als ich wegen eines bösen Fußes lange nichts verdienen konnte, oft sein Abendbrod gebracht, und mir manchen Kreuzer geschenkt. Wie hätte ich nun einen so guten Knaben nicht zuerst retten sollen!"

Es bringt gar oft auf Erden schon
Das Böse Straf', das Gute Lohn.

6.

Die fromme Schwester.

Jakob und Anna waren einmal allein zu Hause. Da sagte Jakob zu Anna: „Komm wir wollen uns etwas Gutes zu essen suchen, und es uns recht wohl schmecken lassen!"

Anna sprach: „Wenn du mich an einen Ort hinführen kannst, wo es Niemand sieht, so geh' ich mit dir."

„Nun," sagte Jakob, „so komm mit in das Milchkämmerlein; dort wollen wir eine Schüssel voll süßen Rahmes verzehren."

Anna sprach: „Dort sieht es der Nachbar, der auf der Gasse Holz spaltet.“

So komm mit mir in die Küche,“ sagte Jakob; „in dem Küchenkasten steht ein Topf voll Honig. In diesem wollen wir unser Brod eintunken.“

Anna sprach: „Dort kann die Nachbarin herein sehen, die an ihrem Fenster sitzt und spinnt.“

„So wollen wir drunten im Keller Aepfel essen,“ sagte Jakob. Dort ist es so stockfinster, daß uns gewiß Niemand sieht.“

Anna sprach: „O mein lieber Jakob! Meinst du denn wirklich, daß uns dort Niemand sehe? Weißt du nichts von jenem Auge dort oben, das die Mauern durchdringt, und in's Dunkle sieht?“

Jakob erschrak und sagte: „Du hast Recht, liebe Schwester! Gott sieht uns auch da, wo uns kein Menschenauge sehen kann. Wir wollen daher nirgends Böses thun.“

Anna freute sich, daß Jakob ihre Worte zu Herzen nahm, und schenkte ihm ein schönes Bild; das Auge Gottes, von Strahlen umgeben, war darauf abgebildet, und unten stand geschrieben:

Bedenke, Kind, daß, wo du bist,
Gott überall zugegen ist.

7.

Die liebevollen Schwestern.

Eine vermögliche Frau hatte ein armes Waisenmädchen an Kindes statt angenommen. Das Mädchen war überaus fromm, folgsam, fleißig, und immer freundlich und fröhlich.

Da sagte die Frau einmal: „Therese, weil du ein so gutes Kind bist, so will ich dich auf das nahe Weihnachtsfest neu kleiden lassen. Ich habe mit der Handelsfrau schon gesprochen. Da hast du das Geld; geh hin und hole dir den schönen Zeug von himmelblauer Farbe, der dir so wohl gefällt."

Die Frau gab ihr zwei große Thaler. Therese betrachtete das Geld, und sagte: „Ach, liebste Pflegemutter! Ich habe schon Kleider genug. Meine Schwester Franziska ist aber an keinen so guten Ort gekommen, wie ich. Sie ist sehr ärmlich gekleidet. Es würde sie betrüben, wenn sie das schöne neue Kleid an mir sähe. Darf ich ihr diese zwei Thaler nicht schicken? Sie hat mich so lieb, und als ich krank lag, eilte sie sogleich hieher, und war mir die liebreichste Krankenwärterin."

„Du gutes Kind," sagte die Frau, „schreib deiner Schwester, sie soll zu uns kommen. Ich will euch dann beide gleich kleiden lassen. Da ihr

gleiche Liebe gegen einander habt, so sollt ihr auch gleiche Kleider haben."

Der Geschwister-Liebe Band
Ist geknüpft von Gottes Hand;
Liebe Kinder, liebet euch
Gottes heil'gen Engeln gleich.

8.

Die gottselige Großmutter.

Während des letzten Krieges geriethen die Bewohner eines einsam stehenden Hauses in große Aengsten. Der Feind nahte sich mit einbrechender Nacht der Gegend. Der nächtliche Himmel erschien, bald da bald dort, von Feuersbrünsten roth, wie Blut. Man hörte furchtbar schießen. Zudem war es Winter, und das Wetter sehr kalt und stürmisch. Die guten Leute fürchteten ausgeplündert, und jetzt, zur rauhesten Jahrszeit von Haus und Hof verjagt zu werden.

Nur die alte fromme Großmutter war getrost und guten Muthes im Vertrauen auf Gott. Sie las ihren Kindern und Enkeln aus ihrem alten Gebetbuche ein Gebet vor, in dem die Worte vorkamen: Gott wolle eine feste Mauer aufführen, um die Feinde von dieser Wohnung abzuhalten.

Einer ihrer Enkel, der andächtig zugehört hatte, meinte jedoch, das Aufführen einer Mauer sey gar

zu viel von dem lieben Gott verlangt; um solche unmögliche Dinge solle man nicht beten.

Die Großmutter sprach aber: „Diese Worte sind nicht so buchstäblich zu nehmen. Sie sollen bloß sagen, Gott wolle uns vor den Feinden so sicher beschützen, als wäre unser Haus von einer Mauer umgeben. Wenn aber Gott auch wirklich zu unserm Schutze eine Mauer bauen wollte, meinst du denn, daß es Ihm unmöglich sey?"

Indeß ging die Nacht vorüber, ohne daß ein feindlicher Soldat sich ihrem Hause näherte. Alle im Hause wunderten sich darüber. Als sie aber sich Morgens vor die Thür wagten, sieh, da war gegen jene Seite hin, wo die Feinde standen, der Schnee von dem Winde hoch wie eine Mauer aufgethürmt, so daß man gar nicht hindurch kommen konnte.

Alle lobten und priesen Gott. Die Großmutter aber sagte: „Seht, so hat Gott doch eine Mauer aufgeführt, die Feinde von unserer Wohnung abzuhalten. Er ist gnädig und barmherzig, und unendlich reich an Mitteln, uns aus jeder Noth zu erretten. Wir wollen daher nie kleinmüthig und verzagt seyn. Ich wenigstens bleibe dabei:

Wer auf den lieben Gott vertraut,
Der hat auf festen Grund gebaut."

9.

Der Edelknabe.

Ein Edelknabe, Namens August, hatte in dem Vorzimmer des Königs die Nachtwache. Der König konnte nicht schlafen, und klingelte, um sich ein Buch bringen zu lassen.

Allein August war fest eingeschlafen, und hörte es nicht. Der König klingelte öfters und immer stärker; aber vergebens. Endlich kam er selbst aus seinem Schlafzimmer heraus in das Vorzimmer.

Der noch zarte Jüngling saß in tiefem Schlafe an einem Schreibtische, auf dem ein brennendes Kerzenlicht stand; ein Brief, den er noch nicht ganz zu Ende geschrieben hatte, lag vor ihm.

Der König las den Brief, der so anfieng: Liebste Mutter! Es ist heute bereits die dritte Nacht, daß ich für die andern Edelknaben die Nachtwache übernommen habe. Ich kann es beinahe nicht mehr aushalten. Aber wie freue ich mich, daß ich auf diese Art seit einigen Wochen her zehn Thaler verdient habe. Ich schicke sie Ihnen, damit Sie in Ihren dürftigen Umständen einige Erquickung finden mögen.

Diese kindliche Liebe gefiel dem Könige überaus wohl. Er holte eine Rolle Goldstücke, und steckte sie dem guten Sohne in seine Rocktasche. Der

König war überzeugt, August werde das Geschenk seiner Mutter schicken, und begab sich wieder zur Ruhe.

Als der Edelknabe erwachte, und in seiner Tasche das Geld fand, merkte er wohl, wer ihn so reichlich beschenkt habe. Sobald Morgens der König aus seinem Schlafzimmer heraus kam, fiel August ihm zu Füßen, dankte ihm für das reiche Geschenk, und bat wegen seines Fehlers ihn um Verzeihung.

Der König lobte die kindliche Liebe des guten Sohnes, setzte von dieser Zeit an großes Zutrauen in ihn, und beförderte ihn in der Folge zu hohen Ehrenstellen. August aber verwaltete die ihm anvertrauten Aemter auf's gewissenhafteste — aus frommer Ehrfurcht gegen Gott und treuer Anhänglichkeit an den König.

Die treue Lieb', womit ein Kind die Eltern ehrt,
Auch gegen Gott und König sich bewährt.

10.

Der fröhliche Hirtenknabe.

Ein fröhlicher Hirtenknabe hütete an einem heitern Frühlingsmorgen in einem blumigen Thale zwischen waldigen Bergen die Schafe, und sang und sprang vor Freude. Der Fürst jenes Landes, der in der Gegend jagte, sah ihn, rief ihn zu sich, und sprach zu ihm: „Warum bist du denn so gar lustig, lieber Kleiner?“

Der Knabe kannte den Fürsten nicht, und sagte: „Warum sollte ich nicht lustig seyn? Unser gnädigster Landesfürst ist nicht reicher, als ich.“

„So?“ sprach der Fürst; „laß doch einmal hören, was du Alles hast!“

Der Knabe sagte: „Die Sonne an dem schönen, blauen Himmel scheint für mich so freundlich, wie für den Fürsten, und Berg und Thal grünen und blühen für mich so schön, wie für ihn. Meine beiden Hände gäbe ich nicht für hundert tausend Gulden, und meine beiden Augen wären mir um alle Kostbarkeiten in der fürstlichen Schatzkammer nicht feil. Ueberdies habe ich Alles, was ich wünsche; denn ich wünsche nicht mehr, als ich nöthig habe; ich esse mich täglich satt, habe Kleider, mich ordentlich zu bedecken, und bekomme für meine Mühe und Arbeit jährlich so viel Geld, daß ich damit ausreiche. Und könnt Ihr sagen, daß der Fürst mehr habe?“

Der gütige Fürst lächelte, gab sich zu erkennen, und sprach: „Du hast Recht, guter Knabe, und kannst nun sagen, der Fürst selbst habe dir Recht gegeben. Bleibe bei deinem fröhlichen Sinn.“

Zufriedenheit macht froh und reich,
Und wohl dem größten König gleich.

11.

Der königliche Schatzmeister.

Ein königlicher Schatzmeister wurde bei seinem Könige angeklagt, daß er die Schätze des Reiches veruntreue, und die geraubten Gelder und Kostbarkeiten in einem verborgenen Gewölbe mit einer eisernen Thüre aufbewahre.

Der König begab sich in den Pallast des Schatzmeisters, ließ sich die eiserne Thüre zeigen, und befahl, sie zu öffnen. Aber wie erstaunte er, als er hinein trat! Er sah nichts als vier leere Wände, einen ländlichen Tisch und einen Strohsessel. Auf dem Tische lag eine Hirtenflöte nebst einem Hirtenstabe und einer Hirtentasche. Durch das Fenster sah man auf grüne Wiesen und waldige Berge.

Der Schatzmeister aber sprach: „In meiner Jugend hütete ich die Schafe. Du, o König, zogst mich an deinen Hof. Hier in diesem Gewölbe bringe ich nun täglich eine Stunde zu, erinnere mich mit Freuden meines vorigen Standes, und wiederhole die Lieder, die ich ehemals bei meinen Schafen zum Lobe des Schöpfers gesungen habe. Ach! damals war ich auf meinen väterlichen Fluren bei all' meiner Armuth glücklicher, als in diesem

Pallaste bei allem Reichthume, womit die Gnade meines Königs mich überhäuft hat!"

Ein frommes Herz, ein froher Muth
Macht glücklicher, als Geld und Gut.

12.

Der junge Korbflechter.

Der junge Eduard hatte sehr reiche Eltern. Er verließ sich auf ihren Reichthum und wollte nichts lernen. Der kleine Jakob aber, der Sohn des armen Nachbars, lernte mit großem Fleiße das Korbmachen.

Eines Tages stand Eduard am Ufer des Meeres, und angelte zum Zeitvertreib. Jakob hatte einen großen Büschel Weidenruthen geschnitten, und wollte sie eben nach Hause tragen. Da sprangen plötzlich einige Seeräuber aus dem Gebüsche hervor, und schleppten die beiden Knaben auf ihr Schiff, um sie als Sklaven zu verkaufen.

Das Schiff wurde von dem Sturme weit fortgetrieben, und an dem Felsen einer fernen Insel zerschmettert. Nur die zwei Knaben retteten sich an das Land, das von grausamen Mohren bewohnt war.

Jakob dachte, seine Kunst könne ihm vielleicht Gnade vor ihnen verschaffen. Er zog sein Messer heraus, schnitt Weidenzweige ab, und fieng an, ein

niedliches Körblein zu flechten. Mehrere schwarze Männer, Weiber und Kinder kamen herbei, und sahen ihm neugierig zu.

Als das Körblein fertig war, schenkte er es dem Vornehmsten unter ihnen. Da hätten nun alle, Groß und Klein, gern solche Körblein gehabt. Sie räumten dem Jakob eine Hütte ein, die von fruchtbaren Bäumen beschattet war, damit er dort ungestört arbeiten könne. Auch versprachen sie, ihn reichlich mit Lebensmitteln zu versehen.

Hierauf verlangten sie, Eduard solle auch einen Korb machen. Als sie aber merkten, daß er nichts gelernt habe, schlugen sie ihn; ja sie hätten ihn gar umgebracht, wenn Jakob nicht für ihn gebeten hätte. Eduard mußte auf ihren Befehl seinen Sammetrock dem Jakob geben, Jakobs schlechten, rauhen Kittel anziehen, ihm als Knecht dienen, und ihm die Weidenzweige zutragen.

Die fleißige geschickte Hand
Erwirbt sich Brod in jedem Land.

13.

Der kleine Fischer.

Dionys, ein leichtsinniger Knabe, schlich sich zur wohlgefüllten Fischgrube unweit des Dorfes, um einen Fisch zu stehlen. Er griff mit dem Arme,

so tief er konnte, in das Wasser, und wühlte lange darin herum.

„Ha," sagte er, „endlich habe ich einmal einen herrlichen Fisch; es ist, glaube ich, gar ein Aal." Er zog den Arm heraus — und sieh, um seine Hand wand sich eine gräuliche Wasserschlange. Er that vor Entsetzen einen Schrei, warf die Schlange augenblicklich wieder in das Wasser, und wollte entfliehen. Indem er sich aber umwandte, hatte er einen neuen Schrecken; denn der alte Fischer Jakob stand vor ihm.

„Dieses Mal will ich dich mit dem doppelten Schrecken davon kommen lassen," sagte der Fischer. „Merke dir aber dein Leben lang die gute Lehre eines alten Mannes: Habe immer einen solchen Abscheu vor ungerechtem Gute, wie vor einem giftigen Thiere. Der gestohlene Fisch wird in der Hand des Diebes allemal zur Schlange. Denn

Was wir mit Unrecht uns erwerben,
Gereicht uns immer zum Verderben."

14.

Die faulen Mägde.

Eine fleißige Hausmutter weckte ihre zwei Mägde alle Morgen zur Arbeit, sobald der Haushahn krähte. Die Mägde wurden über den Hahn sehr zornig, und brachten ihn um, damit sie länger

schlafen dürften. Allein die alte Hausmutter, die wenig schlafen konnte, und jetzt gar nicht mehr wußte, wie sie in der Zeit war, weckte die Mägde von nun immer noch früher, ja oft schon um Mitternacht.

Ein kleines Ungemach zu meiden,
Stürzt Mancher sich in größere Leiden.

15.

Die eitle Philippine.

Philippine trat Morgens an einem Sonntage festlich gekleidet aus der Hausthür. „Ei, wie schön und hold, wie frisch und roth!" sagte ein fremder Mann, der eben mit dem Nachbar redete.

Philippine neigte sich höflich gegen ihn, und dankte ihm für den Lobspruch. Beide Männer fingen an zu lachen. Der Nachbar aber sprach: „Dich hat er nicht gemeint, du eitles bleiches Kind; sondern die schöne Rose, die du vor die Brust gesteckt hast. Diese Rose ist die erste, die wir in diesem Jahre sehen."

Wie oft betrügen Eitle sich,
Und machen sich nur lächerlich!

16.

Die hochmüthige Albertine.

Fräulein Albertine wohnte in einem prächtigen Schlosse, und bildete sich auf ihren vornehmen Stand nicht wenig ein.

Eines Tages kam Maria, eine arme Mauererstochter, zu ihr, und sprach: „Mein Vater, der todkrank ist, läßt Sie bitten, zu ihm zu kommen; er hat Ihnen etwas Wichtiges zu sagen.“

Das Fräulein antwortete spöttisch: „Das mag wohl etwas Wichtiges seyn, was ein so armer Mann mit mir zu reden hat! Geh', ich habe in deiner elenden Hütte nichts zu thun.“

Ueber eine Weile kam Maria wieder, und rief fast außer Athem: „O liebes Fräulein, kommen Sie doch geschwind! Ihre selige Mutter hat während des Krieges eine Menge Gold und Silber einmauern lassen, und meinem Vater befohlen, den Ort keinem Menschen zu sagen, als Ihnen, wenn Sie einmal zwanzig Jahre alt wären. Jetzt ist er aber dem Tode nahe, und kann nicht mehr so lange warten.“

Fräulein Albertine eilte nun, so sehr sie konnte; als sie aber in die Stube trat, war der gute Mann bereits verschieden.

Sie kam vor Schrecken und Aerger fast von

Sinnen; ließ bald da, bald dort im Schlosse die Mauern aufbrechen; fand aber nicht das Geringste von einem Schatz.

O, wie bereute sie es nun, daß sie durch ihren Stolz einen so redlichen Mann noch in seinen letzten Augenblicken betrübt, und sich selbst um einen großen Reichthum gebracht hatte! Obwohl diese Reue zum Theil nur aus Eigennutz herkam, und deßhalb nicht viel werth war, so sah sie doch die Wahrheit der Worte ein:

Ein stolzer Sinn, ein hartes Herz
Bereitet sich und Andern Schmerz.

17.

Das geschickte Dienstmädchen.

Lenchen war sehr geschickt; sie bildete sich aber auf ihre Geschicklichkeit nicht wenig ein. Ihre Mutter verdingte sie als Dienstmädchen zu einer Bäuerin, und sagte beim Abschiede: „Bitte täglich Gott, daß Er dir in deinem Dienste Glück und Segen gebe." Lenchen aber sagte: „Mir ist nicht bange; ich verlasse mich auf meine Geschicklichkeit."

Sogleich am ersten Morgen sollte Lenchen einheizen, und bemühte sich eine halbe Stunde lang vergebens, Feuer zu schlagen; endlich lief sie zur Nachbarin, Licht zu holen. Allein sie glitschte auf dem Eise und zerbrach die Laterne. Da bekam sie schon den ersten Verweis; indeß entschuldigte sie

sich damit, von dem Thauwetter sey der Zunder feucht geworden und auf der Straße Glatteis entstanden.

Hierauf mußte Lenchen in der Kammer unter dem Dache ein Körbchen voll Eier holen. Wie sie das Körbchen nehmen wollte, sprang eine Maus, die sich dahinter versteckt hatte, plötzlich hervor, und Lenchen erschrak so sehr, daß ihr das Körbchen aus der Hand fiel und die Eier zerbrachen. Die Bäuerin, die noch wegen der Laterne zornig war, achtete wenig auf Lenchens Entschuldigung, und gab ihr einen noch schärferen Verweis.

Ueber eine Weile wollte Lenchen mit einem irdenen Topf voll Milch, den sie sehr vorsichtig auf dem Kopfe trug, zur Hausthür hineingehen. Allein ein Eiszapfen fiel vom Dache in den Topf und schlug ihm den Boden aus. Als Lenchen, ganz mit Milch übergossen, in die Stube trat, ward die Bäuerin so aufgebracht, daß sie Lenchen gar nicht zu Worte kommen ließ, und sie als ein ungeschicktes, tölpisches Mädchen fort schickte.

Lenchen kam beschämt und mit verweinten Augen nach Hause, und die Mutter sagte: „Siehst du nun, wie nöthig es sey, um Gottes Segen zu bitten! Tausend kleine Umstände sind nicht in unserer Gewalt, und nur Gott kann sie so lenken, daß sie uns unschädlich oder gar nützlich werden."

Der Mensch bringt ohne Gottes Segen
Nicht das geringste Werk zuwegen.

18.

Der muthwillige Spötter.

Andreas, ein blinder Jüngling, ging einst mit Hülfe seines Stabes sehr langsam und bedächtlich aus der Kirche nach Hause. Lukas, ein muthwilliger Bauernbursch, spottete über ihn, und rief: „Wollen wir nicht mit einander eine Wette anstellen? Gilt's zehn Thaler, ich laufe schneller, als du?"

Der blinde Andreas sagte: „Ja, es gilt — wenn ich einen Weg wählen darf, den ich kenne, und eine Zeit, die mir gelegen ist." Lukas schlug sogleich mit Lachen ein, und nahm alle Umstehenden zu Zeugen. Der Blinde sagte: „Nun gut! So wollen wir heute Nacht um zwölf Uhr zur Wette in die Stadt laufen."

Mit dem zwölften Glockenschlage gingen sie ab. Die Nacht war sehr finster und der Weg führte durch einen dunkeln Wald. Andreas, welchem Tag oder Nacht einerlei war, erreichte noch vor Anbruch der Morgenröthe die Stadt. Der spöttische Lukas aber verirrte sich im Walde, stieß bald den Kopf an einen Baumast, fiel bald über eine Wurzel, verwickelte sich bald in den Dornen, und kam erst in der Stadt an, als die Sonne bereits hoch am Himmel stand.

Er mußte die zehn Thaler bezahlen, und Jedermann sagte: „Es ist ihm recht geschehen, und er hätte noch eine größere Strafe verdient."

Treib mit Unglücklichen nie Spott,
Sonst straft dich der gerechte Gott.

19.

Der Horcher.

Anselm hatte den Fehler, daß er gern horchte. Der Vater warnte ihn oft; allein es half nichts. Eines Abends kam ein Bürger aus der Stadt zu dem Vater in den Garten, und sagte, er habe Einiges in Geheim mit ihm zu reden. Der Vater ging mit ihm in das Gartenhaus, und machte die Thür zu.

Anselm schlich sogleich herbei, und hielt das Ohr an ein kleines Astloch, das in der Thür war. Allein auf einmal ward ihm ganz wunderlich in seinem Ohre. Es war ihm, als krieche und krabbele etwas darin herum, und bald darauf empfand er so entsetzliche Schmerzen, daß er laut schreien mußte, und fast von Sinnen kam.

Der Vater eilte mit dem Bürger erschrocken aus dem Gartenhause. Man ließ einen Arzt holen. Dieser spritzte dem Anselm in das Ohr. Endlich kroch ein Ohrwurm aus dem Ohre hervor,

der sich in dem Astloche versteckt hatte, und dem Anselm in das Ohr gekrochen war.

„Bist du nun für dein Horchen bestraft?" sagte der Vater. „Laß es dir künftig zur Warnung dienen! Manchem Horcher sind schon viel schlimmere Würmer, als ein Ohrwurm, in das Ohr, ja in Kopf und Herz gekrochen; ich meine Mißverständnisse, Haß und Feindschaft. Du mußt dir diesen Fehler abgewöhnen, wenn du einst ein braver Mann werden willst."

Ein Mann von Ehre und Verstand
Schämt sich des Horchens an der Wand.

20.

Die reinliche Wirthin.

Ein Küfer aus der Stadt besserte einem Wirthe auf dem Lande einige Fässer aus. Nach vollbrachter Arbeit kam er in die Stube, und die Wirthin brachte ihm einen Schoppen Wein.

„Nun, Frau Sonnenwirthin, wie geht's?" fragte der Küfer. „Nicht zum Besten," sagte die Wirthin. „Die Leute aus der Stadt kehren fast alle bei meinem Nachbar, dem Sternwirthe ein; meinen Wein aber, der offenbar viel besser ist, verschmähen sie. Ich weiß gar nicht, woher das kommt."

Der Küfer sprach: „Ich könnte es der Frau

Wirthin wohl sagen, wenn sie es mir nicht übel nehmen wollte." „Ganz und gar nicht," sagte die Wirthin; „ich sehe es vielmehr als einen Freundschaftsdienst an."

„Nun denn," sprach der Küfer, „so muß ich schon heraus mit der Sprache. Der Sternwirth hat allerdings keine so guten Weine; allein seine Gläser sind hell und rein, wie Krystall. Die Frau Sonnenwirthin hingegen hat bessere Weine; aber unreine und von Fliegen beschmutzte Gläser. Nun mag der Wein noch so gut seyn, so schmeckt er doch aus einem schmutzigen Glase nicht. Sorge also die Frau Wirthin dafür, daß die Gläser so rein seyen, als ihr Wein gut ist, und daß die Leute immer auch blank geputzte Fenster, Tische und Stubenböden bei ihr finden, so werden bald Gäste genug bei ihr einkehren."

Die Wirthin nahm diese Worte zu Herzen. Es ging sogleich an ein Fegen und Putzen. Alle Geräthe wurden gesäubert, und nicht der geringste Schmutz mehr geduldet. Kaum hörten dieses die Leute in der Stadt, so kamen sie in Menge herbei, um reinen Wein aus hellen Gläsern in einer sauber geputzten Stube zu trinken, und an manchem Tage fanden sich so viele Gäste ein, daß die Wirthin sie kaum unterbringen konnte.

„Seht, Kinder," sagte sie später oft zu ihren Söhnen und Töchtern, „was die Reinlichkeit thut!

Sie hat uns wohlhabend und zufrieden gemacht, nachdem wir durch Unreinlichkeit schon bis an den Rand des Verderbens gebracht worden waren."

Dein Haus sey immer hell und rein,
Noch mehr soll es die Seele seyn.

21.

Die wohlthätige Arme.

Kunigunde, eine arme Wittwe, betete alle Tage, bevor sie sich an ihr Spinnrad setzte, in ihrem einsamen Stübchen ihr Morgengebet mit großer Andacht, und las dann noch einen der schönen Sprüche, die in ihrem Gebetbuche standen.

Eines Tages las sie einen Spruch, der sie zu Werken der Wohlthätigkeit ermunterte, und ihr sehr wohl gefiel. „Aber, mein Gott," sagte sie, „wie könnte ich Andern Gutes thun? Ich habe auf der Welt nichts, um mich zu ernähren, als mein Spinnrädlein, und damit erwerbe ich mir kaum das tägliche Brod. Der Winter ist vor der Thür, und ich habe nicht einmal das nöthige Holz. Die Finger sind mir in der kalten Stube jetzt schon so steif, daß ich kaum mehr spinnen kann. Auch der Hauszins ist noch nicht ganz bezahlt. Ich werde wohl selbst wohlthätige Menschen um Almosen anflehen müssen."

Sie sann indeß nach, was sie etwa Gutes

thun könnte. Da fiel ihr ein, daß eine Jugendfreundin von ihr, die am andern Ende der Stadt wohnte, und arm und alt war, krank liege. „Diese will ich heute besuchen,“ sagte sie; „spinnen kann ich ja dort auch, und vielleicht kann ich ihr doch eines oder das andere tröstliche Wort sagen.“

Sie nahm das einzige Paar Aepfel, die sie unlängst geschenkt bekommen hatte, vom Kasten, um sie ihrer Freundin zu bringen, und machte sich mit ihrem Spinnrädlein auf den Weg.

Die Kranke hatte, als sie ihre alte Freundin erblickte, eine große Freude. „Denke nur, Kunigunde,“ sagte sie, „ich habe kürzlich einige hundert Gulden geerbt. Möchtest du nicht zu mir ziehen, und meine Krankenwärterin werden? Du würdest doch Holzgeld und Hauszins ersparen, und dein Spinnen und meine kleine Erbschaft würden wohl hinreichen, uns beide zu ernähren.“ Kunigunde nahm den Antrag voll Freude an, zog sogleich zu ihr, und konnte nun nach langer Zeit das erste Mal wieder ruhig und sorgenfrei schlafen. Sie wiederholte das Sprüchlein, das ihr so wohl gefallen hatte, sehr oft:

Ihr Lieben, nur alltäglich
Ein gutes Werk vollbracht;
Das macht den Tag erträglich,
Und eine gute Nacht.

22.

Die guten Nachbarn.

Das Knäblein des Müllers im Dorfe wagte sich zu nahe an den Bach. Es fiel hinein, und wäre bald ertrunken. Allein der Schmid, der jenseits des Baches wohnte, sah es, sprang sogleich in das Wasser, zog das Kind heraus, und brachte es dem Vater.

Ein Jahr darauf kam zu Nacht in der Schmiede Feuer aus. Das Haus stand schon beinahe ganz in Flammen, ehe der Schmid es merkte. Er rettete sich mit Weib und Kindern. Nur sein kleinstes Töchterlein hatte man im ersten Schrecken vergessen.

Das Kind fing in dem brennenden Hause an zu schreien; allein kein Mensch wollte sich hinein wagen. Da kam plötzlich der Müller, sprang in die Flammen — brachte das Kind glücklich heraus, gab es dem Schmid in die Arme und sagte:

„Gott sey gelobt, daß Er mir Gelegenheit gab, Euch Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Ihr habt meinen Sohn aus dem Wasser gezogen, und ich habe mit Gottes Hülfe Eure Tochter aus dem Feuer errettet."

Dem, der sich Andern hülfreich zeigt,
Sind sie zu helfen auch geneigt.

23.

Der barmherzige Reiche und der dankbare Arme.

Der arme Tagwerker Thomas betrachtete an einem kalten Wintermorgen das wenige Holz, das er unter dem Vordache seiner Hütte aufgeschichtet hatte. „Ach mein Gott!“ sprach er, schmerzlich zum Himmel blickend. „Die Kälte nimmt immer zu, und mein Holz immer mehr ab. Ich werde damit nicht ausreichen. Erbarme dich doch meiner, lieber Gott!“ Von diesem Tage an nahm das Holz nicht mehr ab, und Thomas dankte Gott für diesen wunderbaren Segen.

Gott hatte es so gefügt, daß Andreas, der Sohn der Nachbarin, einer reichen Wittwe, den Kummer und den Blick des guten Thomas bemerkt hatte. Von dieser Zeit legte Andreas, mit Gutheißen seiner Mutter, zu Nacht immer so viele Scheiter auf den kleinen Holzstoß, als Thomas bei Tage weggenommen hatte. Thomas sah dieses einmal in einer mondhellen Nacht.

Andreas trat im nächsten Frühlinge seine Wanderschaft an. Als er nach etlichen Jahren im Herbste zurück kam, besah er seinen großen Baum-

garten, den er nicht im besten Zustande verlassen hatte, indem zwar viele Bäume darin standen, aber nur schlechtes, ganz gemeines Obst trugen. Allein jetzt prangten alle Bäume mit den auserlesensten Aepfeln, Birnen und Pflaumen. „Wie kommt das?" rief Andreas erstaunt; „mich dünkt es sehr wunderbar." Die Mutter erzählte ihm, daß der arme Nachbar für die Holzscheite, die ihm so heimlich mitgetheilt worden, edle Zweige auf die Obstbäume gepfropft habe.

Andreas eilte sogleich zu ihm, bezeigte ihm seine Freude über die Veredlung der Bäume, und forderte ihn auf, in jeder künftigen Noth sich an ihn zu wenden. Denn sagte er, gegen einen so dankbaren Mann kann man nicht wohlthätig genug seyn."

Ihr Reichen, habt mit Dürftigen Erbarmen;
Seyd dankbar, ihr erquickten Armen.

24.

Die Bettlerin.

Zur Zeit der Theurung kam an einem rauhen, kalten Wintertage eine unbekannte arme Frau in das Dorf und bat flehentlich um Almosen. Ihre Kleidung war reinlich, aber sehr abgetragen und vielfältig geflickt. Ihren Kopf hatte sie, da es heftig schneite und wehte, mit einem Tuche dicht

umhüllt. In der rechten Hand führte sie einen langen Stab; am linken Arme trug sie einen Korb.

Aus den meisten Häusern wurden ihr nur geringe Gaben zum Fenster heraus gereicht; von einigen reichen Leuten wurde sie mit unfreundlichen Worten abgewiesen; nur ein armer Bauer rief sie herein in die warme Stube, und die Bäuerin, die eben einen Kuchen gebacken hatte, gab ihr davon ein schönes, großes Stück.

Am folgenden Tage wurden ganz unerwartet und zur allgemeinen Verwunderung alle die Leute, bei denen die Unbekannte gebettelt hatte, in das Schloß zum Abendessen eingeladen. Als sie in den Speisesaal traten, erblickten sie ein kleines Tischchen voll köstlicher Speisen, und eine große Tafel mit vielen Tellern, auf denen hie und da ein Stückchen verschimmeltes Brod, ein Paar Erdäpfel, oder eine Handvoll Kleie lag, auf einigen aber gar nichts zu sehen war.

Die Frau des Schlosses sprach: „Ich war jene verkleidete Bettlerin, und wollte bei dieser Zeit, wo es den Armen so hart geht, eure Wohlthätigkeit auf die Probe stellen. Diese zwei armen Leute hier bewirtheten mich, so gut sie konnten; sie speisen deßhalb jetzt mit mir, und ich werde ihnen ein Jahrgeld auswerfen. Ihr Andern aber nehmt mit den Gaben vorlieb, die ihr mir gereicht habt, und hier auf den Tellern erblickt. Dabei bedenkt —

daß man euch einmal in jener Welt auch so auftischen werde." Diese Geschichte hat sich in England zugetragen, und die Frau hieß Lady Grey.

Wie man die Aussaat hier bestellt,
So ärntet man in jener Welt.

25.

Der arme Prinz.

Ein Prinz flüchtete sich zur Zeit des Krieges vor dem Feinde, und nahm Niemand mit sich, als einen einzigen alten Diener. Um nicht erkannt zu werden, waren beide gar nicht kostbar, sondern nur sehr einfach gekleidet.

Eines Abends spät kamen sie nun zu einem abgelegenen Bauernhofe im Gebirge, und blieben da über Nacht. Der Prinz konnte aber nicht schlafen; es war ihm bange vor dem Feinde, und überdies ging ihm das Geld aus, mit dem er sich in der Eile nicht hinreichend versehen hatte.

Er stand daher in der Nacht auf, kniete in der einsamen Kammer nieder, und betete lange im Stillen. Da ihm aber das Herz gar so schwer war, so sagte er einmal mit einem tiefen Seufzer und lauter Stimme: „O Gott! erbarme dich eines armen Prinzen!"

Diese Worte hörte der Bauer, und sprach am Morgen zu dem Bedienten: „Ich weiß, Euer Herr

ist ein Prinz; sagt mir doch, warum er so traurig ist!" Der Bediente gestand die Wahrheit, und bat, den Prinzen nicht zu verrathen.

Als nun der Prinz abreisen wollte, trat der Bauer ehrerbietig und mit Zähren in den Augen in die Kammer, und sprach: „Lieber Prinz! Ihr nächtliches Gebet hat mir Ihren Kummer entdeckt. Erweisen Sie mir die Gnade, und nehmen Sie diese zwanzig Goldstücke, bis Sie wieder in bessere Umstände kommen. Auch will ich Ihnen einen Weg zeigen, auf dem sie bald in Sicherheit seyn sollen."

Der erstaunte Prinz dankte dem edelmüthigen Bauer — noch mehr aber Gott, der ohne Wunder zu thun, fromme Gebete wunderbar erhören kann.

Der Prinz langte glücklich bei einem verwandten Fürsten an, ward in der Folge ein großer Feldherr, und ersetzte dem braven Bauer das Geld zehnfach.

Bet' recht von Herzen in der Noth.
So rettet dich der liebe Gott.

26.

Der freigebige Gärtner.

Ein alter, freundlicher Gärtner war sehr wohlthätig gegen die Armen. Manches Stück Geld,

für das er sich ein schöneres Kleid, zierlicheres Hausgeräth oder irgend ein Vergnügen hätte verschaffen können, gab er den Nothleidenden, die ihn um Hülfe ansprachen. Dabei sagte er gewöhnlich: „Je nun, ich muß wieder ein Aepfelein über den Zaun werfen!“

Man fragte ihn einmal, was er mit den sonderbaren Worten sagen wolle. Da erzählte der Gärtner: „Ich rief einst einige Kinder in meinen Baumgarten, erlaubte ihnen von dem Obste, das unter den Bäumen lag, so viel zu essen, als sie wollten, verbot ihnen aber, etwas davon in die Tasche zu schieben, und mit sich zu nehmen. Ein Knabe war jedoch so listig, und warf einige der schönsten Aepfel über den Zaun, um sie dann draußen wieder zu finden.“

„Der Knabe handelte allerdings, gleich dem Haushälter im Evangelium, sehr schlecht, und ich ließ ihn deßhalb nie mehr in meinen Garten. Allein wie die Biene aus mancher giftigen Blume Honig zieht, so lernte ich aus dieser bösen That etwas Gutes.“

„Sieh, fiel mir ein, es ist mit uns Menschen in der Welt, wie mit den Kindern in diesem Garten. Wir dürfen die Güter dieser Welt zwar gebrauchen, aber nichts davon mitnehmen. Was wir aber davon den Armen geben, das werfen wir gleichsam über den Gartenzaun, und wir werden

es einmal jenseits des Zaunes — in der Ewigkeit wieder finden."

Was wir dahier den Armen geben,
Bleibt aufbewahrt für jenes Leben.

27.

Der Gartendieb.

Kolumban war ein ausgemachter Gartendieb. Einmal, in einer finstern stürmischen Herbstnacht, da alles im Dorf bereits im tiefen Schlafe lag, schlich er in den Schloßgarten. An dem Schlosse war ein prächtiger Weinstock aufgezogen, an dem ganz oben noch sehr viele vorzüglich schöne Trauben hingen. Kolumban kletterte an dem Geländer wie an einer Leiter hinauf, schnitt mit seinem Messer die Trauben ab, und legte sie in den Tragkorb, den er sich auf den Rücken geschnallt hatte. Es freute ihn sehr, als er fühlte, wie die Last des gestohlenen Gutes immer schwerer und schwerer wurde. Allein da der Korb bereits voll war — brach von der zu schweren Last plötzlich die Latte, auf der Kolumban stand. Er stürzte herab, fiel in das Messer, und versetzte sich einen tödtlichen Stich.

Vor fremdem Gut bewahr' die Hände,
Sonst nimmt's einmal ein schlimmes Ende.

28.

Der Räuber.

Ein Räuber stand mit geladener Flinte im Gebüsche, und lauerte auf einen reichen Kornhändler. Der Kornhändler kam, und hatte einen schweren Geldgurt um den Leib. Der Räuber spannte den Hahn, und ließ sich, um sicherer zu zielen, auf ein Knie nieder. Allein er kniete auf eine Schlange, die im dürren Laube versteckt war. Die ergrimmte Schlange fuhr auf — fiel ihn wüthend an, und der Schuß ging fehl. Auf den Schuß und das Jammergeschrei des Räubers sprang der Kornhändler herbei. Da sah er mit Entsetzen, wie der unglückselige Mensch auf dem Boden lag, wie die Schlange sich ihm um Arm und Hals gewickelt hatte — und ihn mit giftigen Bissen tödtete. „Ach," seufzte der Sterbende, indem er den Kornhändler erblickte; „mir geschieht es recht! In eben dem Augenblicke, da ich dir das Leben rauben wollte, komme ich selbst darum."

Oft trifft den frechen Bösewicht
Gleich auf der That sein Strafgericht.

29.

Die drei Räuber.

Drei Räuber ermordeten und plünderten einen Kaufmann, der mit einer Menge Geld und Kostbarkeiten durch einen Wald reiste. Sie brachten die geraubten Schätze in ihre Höhle, und schickten den jüngsten aus ihnen in die Stadt, Lebensmittel einzukaufen.

Als er fort war, sprachen die zwei zu einander: „Was sollen wir diese großen Reichthümer mit diesem Burschen theilen? Wenn er zurück kommt, wollen wir ihn erstechen, so fällt sein Antheil uns zu."

Der junge Räuber aber dachte unterwegs: „Wie glücklich wäre ich, wenn alle diese Schätze mein wären! ich will meine zwei Gefährten vergiften, so bleibt der Reichthum mir allein." Er kaufte in der Stadt Lebensmittel ein, that Gift an den Wein, und kehrte damit zurück.

Als er in die Höhle trat, sprangen die andern auf ihn zu, stießen ihm ihre Dolche in das Herz, daß er todt zu Boden fiel. Hierauf setzten sie sich hin, aßen, tranken den vergifteten Wein, und starben unter den schrecklichsten Schmerzen. Rings von aufgehäuften Schätzen umgeben, fand man sie todt.

Gott läßt die Bösen hier auf Erden
Oft ihre eignen Henker werden.

30.

Der Menschenfresser.

Zwei Knaben aus der Stadt verirrten sich in einem fürchterlichen Walde, und blieben dort in einem unansehnlichen, einsamen Wirthshause über Nacht.

Um Mitternacht hörten sie in der nächsten Kammer reden. Beide hielten sogleich die Ohren an die hölzerne Wand, und horchten. Da vernahmen sie deutlich die Worte: „Weib, schüre morgen frühe den Kessel; ich will unsere zwei Bürschlein aus der Stadt metzgen."

Die armen Knaben empfanden einen Todesschrecken. „O Himmel, dieser Wirth ist ein Menschenfresser!" sagten sie leise zu einander, und sprangen beide zum Kammerfenster hinaus, um zu entlaufen. Allein zu ihrem neuen Schrecken fanden sie das Hofthor verschlossen.

Da krochen sie zu den Schweinen in den Stall, und brachten die Nacht in Todesängsten zu. Am Morgen kam der Wirth, machte die Stallthür auf, wetzte sein Messer, und rief: „Nun, ihr Bürschlein, heraus; eure letzte Stunde ist gekommen!"

Beide Knaben erhoben ein Jammergeschrei, und flehten auf den Knien, sie doch nicht zu schlachten. Der Wirth wunderte sich, sie im Schweinstalle zu

finden, und fragte, warum sie ihn für einen Menschenfresser hielten.

Die Knaben sprachen weinend: „Ihr habt ja heute Nacht selbst gesagt, daß ihr uns diesen Morgen metzgen wollet.“ Allein der Wirth rief: „O ihr thörichten Kinder! euch habe ich nicht gemeint. Ich nannte nur meine zwei Schweinlein, weil ich sie in der Stadt gekauft habe, im Scherze meine zwei Bürschlein aus der Stadt. So geht's aber, wenn man horcht. Da versteht man Vieles unrichtig, hat Andere leicht im falschen Verdacht, macht sich selbst unnöthige Sorgen, geräth in Angst, und zieht sich manchen Verdruß zu.“

Der Horcher wird gar Manches hören,
Wodurch ihn Angst und Furcht bethören.

31.

Das Gespenst.

Martin schlich sich um Mitternacht in den Schloßgarten, füllte zwei Säcke mit Obst, und wollte nun zuerst den einen Sack nach Hause tragen.

Wie er mit dem Sacke so längs der Gartenmauer hinging, schlug es auf dem Kirchthurme eben zwölf Uhr. Die Luft rauschte gar schauerlich in dem Laube der Bäume, und Martin erblickte plötzlich neben sich einen schwarzen Mann, der dienstfertig den andern Sack zu tragen schien.

Der erschrockene Dieb that einen Schrei, ließ den Sack fallen, und sprang, was er konnte. Der schwarze Mann ließ den Sack auch fallen, und sprang eben so schnell neben Martin her bis an das Ende der Gartenmauer, wo der Mann verschwand.

Martin erzählte am nächsten Morgen überall von dem gräßlichen Gespenste; nur, daß er gestohlen habe, verschwieg er. Allein der Amtmann ließ den Martin noch am nämlichen Tage kommen, und sagte zu ihm:

„Du hast heute Nacht in dem Schloßgarten Obst gestohlen. Die Säcke, auf denen deines Vaters Namen steht, haben dich verrathen. Ich werde dich deßhalb in den Thurm sperren lassen. Das schwarze Gespenst aber, das du zu sehen glaubtest, war weiter nichts als dein Schatten, den du, da um zwölf Uhr der Mond aufging, an der neugeweißten Gartenmauer erblicktest.“

Wer Unrecht thut, ist nie ohne Furcht; den Uebelthäter erschreckt ein rauschendes Blatt, und er läuft vor seinem eigenen Schatten davon.

Bewahr ein unbefleckt' Gewissen,
So wirst du niemals zittern müssen.

32.

Der kluge Landmann und sein Pferd.

Einem Bauersmanne wurde zu Nacht sein schönstes Pferd aus dem Stalle gestohlen. Er reiste fünfzehn Stunden weit auf einen Pferdemarkte, ein anderes zu kaufen.

Aber sieh — unter den feilen Pferden auf dem Markte erblickte er auch sein Pferd. Er ergriff es sogleich bei dem Zügel, und schrie laut: „Der Gaul ist mein! Vor drei Tagen wurde er mir gestohlen.“

Der Mann, der das Pferd feil hatte, sagte sehr höflich: „Ihr seyd unrecht daran, lieber Freund. Ich habe das Roß schon über ein Jahr. Es ist nicht euer Roß, es sieht ihm nur gleich.“

Der Bauer hielt dem Pferde geschwind mit beiden Händen die Augen zu, und rief: „Nun, wenn ihr den Gaul schon lange habt, so sagt, auf welchem Auge ist er blind?“

Der Mann, der das Pferd wirklich gestohlen, aber noch nicht so genau betrachtet hatte, erschrak. Weil er indeß doch etwas sagen mußte, so sagte er auf Gerathewohl: „Auf dem linken Auge.“

„Ihr habt es nicht getroffen,“ sagte der Bauer, „auf dem linken Auge ist das Thier nicht blind.“

„Ach!“ rief jetzt der Mann, „ich habe mich nur versprochen! Auf dem rechten Auge ist es blind.“

Nun deckte der Bauer die Augen des Pferdes wieder auf, und rief: „Jetzt ist es klar, daß du ein Dieb und ein Lügner bist. Da seht alle her, der Gaul ist gar nicht blind. Ich fragte nur so, um den Diebstahl an den Tag zu bringen.“

Die Leute, die umher standen, lachten, klatschten in die Hände, und riefen: „Ertappt, ertappt!“ Der Roßdieb mußte das Pferd wieder zurück geben, und wurde zur verdienten Strafe gezogen.

So schlau und fein ein Dieb auch ist,
Er stößt einmal auf größ're List.

33.

Der Gärtner und sein Esel.

Ein Gärtner wollte in die Stadt auf den Wochenmarkt gehen, und lud seinem Esel so viele und mancherlei Gemüse auf, daß man von dem armen Thiere beinahe nichts mehr sah, als den Kopf.

Der Weg führte durch ein Weidengebüsch. Der Gärtner schnitt von den Weiden einige Büschel zu Bindruhten ab. „Eine so kleine Bürde kann der Esel schon noch tragen,“ sagte der Gärtner, und lud sie ihm auf.

Weiterhin kam ein Haselgesträuch. Der Gärt-

ner suchte sich ein Paar Dutzend schlanke Stecken zu Blumenstäben aus. „Sie sind so leicht, daß sie der Esel kaum spürt,“ sagte er, und lud auch sie ihm auf.

Unterdessen war die Sonne höher gestiegen, und schien bereits sehr heiß. Der Gärtner zog daher seinen grünen Rock aus, und warf ihn auf die übrige Last. „Es ist nicht mehr weit zur Stadt,“ sagte er; „an dem Kittel, den ich mit dem kleinen Finger heben kann, wird das Thier nicht erliegen.“

Allein kaum hatte er dieses gesagt, so stolperte der Esel über einen Stein, fiel zu Boden, und stand, von der zu schweren Last erdrückt, nicht mehr auf.

Da klagte der erschrockene Gärtner laut jammernd: „Jetzt seh' ich zu meinem großen Schaden ein, daß man Menschen und Thieren nicht zu viel aufbürden soll.

Wer schon mit großer Last beladen,
Dem bringt auch kleine Bürde Schaden.

34.

Der Jäger und sein Hund.

Ein Jäger hetzte einst seinen Hund auf einen Hasen. „Faß! faß!“ rief der Jäger, und der Hund sprang aus allen Kräften, jagte den Hasen weit im Felde umher, erreichte ihn endlich, und

hielt ihn mit den Zähnen fest. Der Jäger ergriff hierauf den Hasen bei den Ohren, und sagte zum Hunde: „Laß! laß!“ Der Hund ließ ihn sogleich los, und der Jäger steckte den Hasen in seinen Ranzen.

Mehrere Leute aus dem Dorfe hatten zugesehen, und ein alter Bauersmann unter ihnen sagte: „Diesem Jagdhunde gleicht der Geizige. Der Geiz ruft dem Geizigen zu: „Faß! faß!“ und der verblendete Mensch gehorcht, und jagt aus allen Kräften den zeitlichen Gütern nach. Am Ende kommt aber der Tod, und sagt: „Laß! laß!“ und der arme Mensch muß den mit vieler Mühe erjagten Reichthum ungenossen zurück lassen.

Was sammelst du dir Schätze hier auf Erden,
Die alle dir vom Tod entrissen werden?

35.

Der Müller und sein Sohn.

Einst trieben ein Müller und sein Sohn einen Esel in die Stadt, um ihn auf dem Markte zu verkaufen.

Da begegnete ihnen ein Mann zu Pferde, und sagte lachend: „Ihr seyd nicht gescheid, daß ihr den Esel leer laufen laßt, und keiner von euch beiden aufsitzt.“ Der Vater hieß den Sohn aufsitzen.

Ueber eine Weile begegnete ihnen ein Lastwagen. Der Fuhrmann rief dem Sohne laut zu: „Schämst

du dich denn nicht, du junger Bursch, daß du reitest, während dein alter Vater zu Fuß nebenher gehen muß?“ Als der Sohn diese Rede hörte, sprang er eilends vom Esel herab, und ließ den Vater aufsitzen.

Nachdem sie auf sandigem Wege wieder eine Strecke zurückgelegt hatten, begegnete ihnen eine Bäuerin, die einen Korb voll Obst auf dem Kopfe trug. Diese sprach zum Vater: „Ihr seyd ein unbarmherziger Vater, daß ihr es euch auf dem Esel so bequem macht, und euren armen Sohn im tiefen Sande nachwaten laßt.“ Da nahm der Vater den Sohn zu sich auf den Esel.

Als ein Schäfer, der am Wege die Schafe hütete, beide auf dem Esel vorbei reiten sah, rief er laut: „Ach, das arme Thier! Unter der doppelten Last muß es zu Grunde gehen! Ihr seyd grausame Thierquäler.“ Da stiegen beide ab, und der Sohn sagte zum Vater: „Was sollen wir nun mit dem Esel anfangen, um es den Leuten recht zu machen? Am Ende müssen wir ihm gar noch die Füße zusammen binden, und ihn an einer Stange auf unsern Schultern zu Markte tragen.

Allein der Vater sprach: „Du siehst nun, mein Sohn, daß man es niemals allen Leuten recht machen kann, und daß der Rath sehr weise ist:

Such' deine Sache wohl und gut zu machen;
Und laß die Tadler schimpfen oder lachen.

36.

Der Arzneikrämer.

Ein gut gekleideter Reisender kam an einem Sonntage auf den Abend in eine Dorfschenke, und ließ sich ein Paar gebratene Hühner und eine Flasche vom besten Weine geben. Sobald er aber den ersten Bissen in den Mund steckte, fing er an erbärmlich zu winseln, hielt ein weißes Tuch an den Backen, und sagte, daß die Zahnschmerzen, mit denen er schon seit vierzehn Tagen entsetzlich geplagt sey, sich in diesem Augenblicke wieder zu regen anfingen. Alle Bauern in der Stube hatten großes Mitleid mit ihm.

Ueber eine Weile kam ein Arzneikrämer herein, setzte sich in eine Ecke, und verlangte ein Glas Branntwein. Als er hörte, was dem fremden Herrn fehle, sagte er: „Da kann ich auf der Stelle helfen!" Er langte aus seinem Kästchen ein kleines, nett zusammen gelegtes Goldpapier hervor, machte es auf und sprach: „Mein Herr! benetzen sie einmal ihre Fingerspitze, dupfen Sie damit in dieses weiße Pulver, und berühren Sie damit den Zahn." Der Fremde machte es so, und rief sogleich laut aus: „Wie ist mir? Aller Schmerz ist wie weggeblasen!" Er gab dem Arzneikrämer einen großen Thaler, und nöthigte ihn, mit ihm zu essen und zu trinken.

Alle Gäste und alle Leute im Dorfe wollten nun von dem Pulver haben, und der Krämer verkaufte wohl hundert Päckchen, das Stück zu zwölf Kreuzer. Wenn nun Jemand im Dorfe Zahnweh kriegte, kam man sogleich mit dem Wunderpulver, und zur Verwunderung aller — half es keinem Einzigen.

Der Betrug kam endlich an den Tag. Die zwei Reisenden hatten den Handel mit einander verabredet. Das weiße Pulver war nichts, als ein wenig geschabte Kreide. Beide Betrüger aber wurden wegen dieser und ähnlicher Betrügereien in das Zuchthaus gesperrt.

Kaufst du von Fremden Arzenei'n
So wirst du oft betrogen seyn.

37.

Der Schatzgräber.

Es kam einmal in der Abenddämmerung ein fremder, seltsam gekleideter Mann, mit einem dicken Buche unter dem Arme und einem weißen Stäbchen in der Hand, zu dem Bauer Lienhard, und sprach zu ihm:

„Ich muß euch ein Geheimniß offenbaren. In einem eurer Aecker liegt ein großer Schatz von Gold und Silber vergraben. Wenn Ihr mir den zehnten Theil davon geben wollet, so will ich den

Schatz erheben. Ihr könnet so mit einem Mal steinreich werden."

Der Bauer willigte mit Freuden ein. Nachts um zwölf Uhr gingen beide, mit Schaufeln und einem Schiebkarren versehen, auf den Acker, gruben, ohne ein Wort zu reden, ein großes Loch in den Boden, fanden wirklich eine schwere Kiste, und brachten sie auf dem Karren glücklich in das Haus des Bauers. Der Schatzgräber besah nun die Kiste auf allen Seiten, berührte sie bald da, bald dort mit seinem Stäbchen, las dabei aus seinem Buche allerlei unverständliche Worte, und schüttelte den Kopf.

Endlich sagte er: „Wenn uns der Schatz nicht zu Kohlen werden soll, so müssen da, bevor wir die Kiste öffnen, ganz besondere geheime Mittel angewendet werden. Es hat sie aber Niemand, sondern nur ein alter Apotheker zehn Stunden von hier, und unter zwanzig Dukaten gibt er sie nicht her."

Der Bauer, der vor einem Paar Tagen gerade so viele Dukaten für ein Pferd eingenommen hatte, zählte sie in der Freude seines Herzens dem Manne sogleich hin. Der Schatzgräber machte sich noch in der Nacht auf den Weg — und kam nicht mehr zurück.

Der Bauer schlug nach langem Warten die Kiste auf, und fand darin weder Gold, noch Silber, noch

Kohlen, sondern lauter Kieselsteine aus dem Bache, der an seinem Acker vorbei floß. Dabei lag ein Zettel, auf dem die Worte standen:

Sieh, wie man durch Schatzgräberei
In Bälde reich — an Steinen sey.

38.

Der Pilger.

In einem schönen Schlosse, von dem schon längst kein Stein auf dem andern geblieben ist, lebte einst ein sehr reicher Ritter. Er verwendete sehr viel Geld darauf, sein Schloß recht prächtig auszuzieren; den Armen that er aber wenig Gutes.

Da kam nun einmal ein armer Pilger in das Schloß, und bat um Nachtherberge. Der Ritter wies ihn trotzig ab, und sprach: „Dieses Schloß ist kein Gasthaus." Der Pilger sagte: „Erlaubt mir nur drei Fragen, so will ich weiter gehen." Der Ritter sprach: „Auf diese Bedingung hin mögt Ihr immer fragen. Ich will Euch gern antworten."

Der Pilger fragte ihn nun: „Wer wohnte doch wohl vor Euch in diesem Schlosse?" „Mein Vater!" sprach der Ritter. Der Pilger fragte weiter: „Wer wohnte vor Euerm Vater da?" „Mein Großvater!" antwortete der Ritter. „Und wer wird wohl nach Euch darin wohnen?" fragte der Pilger weiter. Der Ritter sagte: „So Gott will, mein Sohn!"

„Nun," sprach der Pilger, „wenn jeder nur eine Zeit in diesem Schlosse wohnet, und immer einer dem andern Platz machet — was seyd ihr denn anders hier, als Gäste? Dieses Schloß ist also wirklich ein Gasthaus. Verwendet daher nicht so viel, dieses Haus so prächtig auszuschmücken, das Euch nur kurze Zeit beherbergt. Thut lieber den Armen Gutes, so bauet Ihr Euch eine bleibende Wohnung im Himmel."

Der Ritter nahm diese Worte zu Herzen, behielt den Pilger über Nacht, und wurde von dieser Zeit an wohlthätiger gegen die Armen.

Die Herrlichkeit der Welt vergeht,
Nur, was wir Gutes thun, besteht.

39.

Der Einsiedler.

Ein Prinz, der sich auf seine Schönheit, seinen Reichthum und hohen Rang nicht wenig einbildete, jagte einmal in einer einsamen Gegend des Gebirges. Da erblickte er einen alten Einsiedler, der vor seiner Zelle saß, und sehr ernsthaft einen Todtenschädel betrachtete.

Der Prinz ging zu ihm hin, und fragte mit einem spöttischen Lächeln: „Warum betrachtest du diesen Schädel so aufmerksam? Was willst du daran sehen?" Der Einsiedler sah den Prinzen sehr

ernsthaft an und antwortete: „Ich möchte gerne entdecken, ob dies der Schädel eines Fürsten oder eines Bettlers sey. Ich vermag es aber nicht heraus zu bringen.“

Wie eitel Schönheit, Gold und Ehren,
Kann dich ein Todtenschädel lehren.

40.

Der belehrte Götzendiener.

Ein frommer Knabe lebte in dem Hause eines Götzendieners, und sagte öfter zu ihm: „Es ist nur Ein Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat. Er läßt die Sonne scheinen und regnen. Er sieht unser Thun und Lassen, und hört unsre Gebete. Er, der lebendige Gott, kann uns strafen und belohnen, erretten oder verderben. Diese Götzenbilder da sind nur aus Erde gemacht; sie sehen und hören nicht, und können uns weder Gutes noch Böses thun.“ Allein der Heide gab der Wahrheit kein Gehör.

Einmal ging nun der Mann über Feld. Da nahm der Knabe einen Stecken und zerschlug die Götzenbilder; nur den größten Götzen ließ er ganz, und gab ihm den Stecken in die Hand. Als der Mann wieder heim kam, rief er zornig: „Wer hat das gethan?“ Der Knabe sagte: „Glaubst du denn nicht, dein großer Götze habe seine kleinere Brüder

zerschlagen?“ „Nein,“ schrie der Mann, „das glaube ich nicht; denn noch nie hat er eine Hand bewegt. Du hast es gethan, du böser Bube, und für diese deine Bosheit will ich dich jetzt mit dem Stecken todt schlagen.“

Allein der Knabe sagte freundlich: „O zürne nicht! Trauest du deinem Götzen nicht einmal Das zu, was ich mit meiner schwachen Kinderhand vollbringen konnte: wie sollte er der Gott seyn, der Himmel und Erde erschaffen hat! Ach, glaube doch einmal an den einzig wahren Gott, unsern lieben Vater im Himmel!“ Der Heide dachte nach, zerschlug den noch übrigen Götzen, fiel auf die Knie nieder, und betete das erste Mal den wahren Gott an.

Wie selig ist, wer Gott erkennt,
Und Ihn mit Wahrheit Vater nennt!

41.

Der bekehrte Sünder.

Das fromme Fräulein von Wall lebte auf ihrem Landgute, eine Meile von der Stadt. Eines Abends, da sie schon im Bette lag, und wie gewöhnlich noch in einem Andachtsbuche las, kam eine Kutsche vor dem Hause angefahren. Das Fräulein wurde zu einer kranken Freundin in die Stadt geholt, und fuhr mit ihrer Kammerjungfer und ihrem Bedienten auch eilends dahin ab.

Ein Dieb benutzte diese Gelegenheit, stieg auf einer Leiter zum Fenster hinein in das Zimmer des Fräuleins, zündete vermittelst eines Feuerzeuges, das er bei sich trug, Licht an, und blickte nach Kostbarkeiten umher, um sie in seinen Quersack zu stecken.

Da sah er auf dem Nachttischlein neben dem Bette das offene Gebetbuch liegen, bei dem ein Leuchter mit der ausgelöschten Kerze stand. Er sah in das Buch hinein, und las die Worte: „Lieber Gott! Möchte ich diesen Tag ohne Sünde zugebracht haben — wie sanft würde dann mein Schlaf seyn! Möchte ich mein ganzes übriges Leben ohne Sünde zubringen — wie würde dann selbst der Tod, der dem Menschen so bitter ist, für mich nichts anders seyn, als ein sanfter Schlaf!"

Diese Worte gingen dem Diebe so zu Herzen, daß er alles liegen und stehen ließ, zum Fenster hinaus eilte, und von der Zeit niemals mehr, auch nur eines Kreuzers werth, stahl. Auf seinem Sterbebette erzählte er diese Geschichte seinen Kindern, und ermahnte sie das Wort Gottes immer im Herzen zu tragen, und recht oft andächtig zu beten.

Wen sollt' Gebet und Gotteswort nicht rühren,
Wen nicht zurück auf Gottes Wege führen?

42.

Das Land der redlichen Leute.

1.

In einem weit entfernten Lande traten einst zwei Bauern vor den Richter. Der eine sagte: „Ich habe von meinem Nachbar hier ein Grundstück gekauft; als ich es umgrub, fand ich einen Schatz darin; den kann ich mit gutem Gewissen nicht behalten. Denn ich kaufte nur den Boden, und habe an den Schatz kein Recht."

Der andere sagte: „Ich kann das viele Gold und Silber eben so wenig mit gutem Gewissen annehmen. Ich habe das Geld nicht vergraben, und es gehört mir also auch nicht. Ueberdies verkaufte ich dem Nachbar den Boden mit allem, das darin war, und behielt mir nichts vor."

Beide sagten: „Entscheide nun du, weiser Richter, wem der Schatz gehöre."

Der Richter sprach zu ihnen: „Ich habe gehört, der Sohn des Einen und die Tochter des Andern wollen einander heirathen. Gebt den zwei Kindern den Schatz zum Heirathgute."

Die ehrlichen Männer versprachen es zu thun, und gingen erfreut nach Hause.

Wie schön ist doch die Ehrlichkeit —
Die Gott und gute Menschen freut!

2.

Ein fremder Mann, der dabei stand, war höchst

erstaunt, und sagte: „In meinem Lande wäre die Sache ganz anders gegangen. Der Käufer hätte nicht daran gedacht, dem Verkäufer nur einen Häller zu geben, und hätte deßwegen den Schatz verheimlicht. Wäre ihm dieses nicht gelungen, so hätte der andere geklagt, und den Schatz für sich gefordert. Der Prozeß aber, der daraus entstanden wäre, hätte vielleicht mehr gekostet, als der ganze Schatz betrug."

Der Richter verwunderte sich, und sprach: „Scheint in deinem Lande auch die Sonne?" „O ja," sagte der Mann. „Regnet es dort auch?" fragte der Richter weiter. „Freilich!" sagte der Mann. „Das ist sonderbar," sprach der Richter; „allein gibt es bei euch auch Kühe und Schafe?" „Sehr viele!" sagte der Fremde.

„Nun wohl," rief der Richter, „So wird der liebe Gott wegen dieser unschuldigen Thiere in jenem Lande die Sonne scheinen und regnen lassen. Denn ihr verdienet es wahrhaftig nicht."

Im Land, wo Treu' und Glauben fliehen,
Kann weder Glück noch Segen blühen.

43.

Der Gefangene.

Ritter Adelstan wurde von seinen Feinden gefangen, und in ein fürchterliches Gefängniß geworfen, wohin weder Sonne noch Mond schien. Er

wurde mit schweren eisernen Ketten gefesselt, und das kleine Fenster seines Kerkers war mit dicken eisernen Stangen verwahrt. Vergebens suchte er, sich von seinen Fesseln los zu machen; vergebens durch das eiserne Gitter zu entrinnen. Er gab alle Hoffnung auf, jemals aus seiner traurigen Gefangenschaft befreit zu werden. Was ihm aber, da er bisher in Ueberfluß gelebt hatte, noch besonders schwer fiel, war die schlechte Kost, die ihm gereicht wurde. Man gab ihm nichts zu essen, als täglich ein wenig schwarzes Brod, und nichts zu trinken, als Wasser. Er benetzte oft sein Stücklein Brod mit Thränen, und sank dann hungrig auf sein Lager von Stroh.

Allein eben diese schlechte Kost diente gegen den Willen seiner Feinde ihm zu seiner Befreiung. Er war vorhin fett und wohlgenährt; allein nun wurde er sehr mager, — streifte mit leichter Mühe seine Fesseln ab, und schlüpfte bei Nacht zwischen den eisernen Stangen seines Fensters ohne große Anstrengung hinaus. Er lief die ganze Nacht, so eilig er konnte, seiner Heimath zu, und als er bei aufgehender Sonne sein Schloß erblickte und sich in Sicherheit sah, fiel er auf die Knie nieder und rief: „O Gott, wie dank' ich Dir! Was mir ein Unglück schien, ist gerade mein Glück. Hätte man mir eine bessere Kost gereicht, so hätte mein Auge deine liebe Sonne und meine geliebte Heimath nie

mehr gesehen, und ich hätte mein ganzes Leben in jenem schauerlichen Kerker zubringen müssen."

Was uns auch für ein Leiden drücke,
Es dienet stets zu unserm Glücke.

44.

Der Blinde.

Ein Mann, der etwas schwach am Verstande war, hatte noch überdies das Unglück, nach und nach das Augenlicht zu verlieren. Da sprach er denn in seiner Einfalt: „Ich weiß gar nicht, was es mit der Sonne ist; mit jedem Tage scheint sie trüber. Sie steht so traurig am Himmel, wie ein blasser Mond."

Nach einiger Zeit, da seine Augen noch mehr zerrüttet waren, sagte er: „Es ist schrecklich anzusehen; aber es ist doch nicht anders! Die Sonne leuchtet nur mehr mit dunkeln, schauerlich rothen Strahlen, und alles, was ich um mich her erblicke, jedes Baumblatt und jede Blume, hat die natürliche schöne Farbe verloren und sieht so grau aus, wie Asche, oder gar schwarz wie Kohlen."

Als der Mann endlich ganz blind war, rief er: „Nun ist die Sonne gar erloschen, und jetzt zur Mittagsstunde ist es so finster, als sonst um Mitternacht." Die Leute versicherten ihn zwar, die Sonne scheine hell und freundlich in das Dörflein herein. Er aber glaubte es nicht und blieb dar-

auf: „Es gibt keine Sonne mehr und dicke Nacht bedeckt die Erde.“ Es fiel ihm nicht ein, den Fehler in seinen zerrütteten Augen zu suchen.

„So, wie diesem Blinden,“ sagte ein weiser, frommer Mann, „geht es dem bösen Menschen mit dem Glauben an Gott und göttliche Dinge. Indem einen solchen Menschen sein verfinsterter Sinn durchaus nichts Göttliches mehr wahrnehmen läßt, erlischt in ihm dieser tröstliche Glaube.“

Gott! gieb uns helle Augen,
Die Dich zu sehen taugen!

45.

Der Taube.

Ein See-Offizier brachte von einer weitentlegenen Insel einen jungen Wilden mit, der unterwegs durch eine Krankheit das Gehör gänzlich verloren hatte. Eines Abends kamen bei dem Offiziere einige Freunde zusammen, und unterhielten sich mit Musik. Der Jüngling, der von musikalischen Instrumenten dieser Art keinen Begriff hatte, sah zu, wie der Klaviermeister, die Flötenspieler, die Geiger und der Mann an der Baßgeige so emsig beschäftigt waren, und fing über die seltsamen Bewegungen an laut zu lachen. „Das sind tolle Leute,“ sagte er; „ich kann mir gar keine unnützere Arbeit denken. Dabei, ihr Herren, kommt doch gar nichts heraus.“

Der Jüngling erlangte indeß durch Gottes Hülfe und die Kunst eines geschickten Arztes sein Gehör wieder. Allein wie erstaunte er, als er nun in das Musikzimmer kam und bemerkte, wie jede Bewegung der Finger, jeder Hauch des Mundes, jeder Strich des Bogens seine Bedeutung habe, und die lieblichsten Töne hervor bringe. „O wie toll war ich," rief er, „daß ich diese Künstler verlachte! Welche Lust, welches Vergnügen wissen sie durch ihre Kunst zu bewirken!"

„Gleich diesem Wilden," sprach der Offizier, urtheilen wir oft über die Wege der göttlichen Vorsehung, weil wir nicht genau wissen, wozu Gott dieses und jenes geschehen läßt. Werden wir dieses einst inne, so werden wir finden, daß alles übereinstimmend sey, wie die herrlichste Musik."

Was nur geschieht, im Großen und im Kleinen,
Weiß Gott zum schönsten Ziele zu vereinen.

46.

Der Mohr.

Ein alter Mohr kam am späten Abende vor das Haus eines Kaufmanns, und sagte mit flehender Stimme: „Der Herr, dem ich zwanzig Jahre treulich gedient habe, hat mich fortgeschickt, weil ich alt bin und nicht mehr arbeiten kann. Nun muß ich ohne Obdach umher irren, und mein Stück-

lein Brod vor den Thüren gutherziger Menschen betteln. Erbarmt euch doch meiner, gebt mir einen Bissen Brod, und behaltet mich über Nacht."

Der Kaufmann, seine Frau und seine Kinder hatten mit dem armen schwarzen Manne großes Mitleid. Das kleine Lottchen sagte jedoch: „Wenn er nur nicht so schwarz aussähe! Ich fürchte mich fast vor ihm. Auch darf man ihm kein Bett geben; er würde es rußig machen." Lottchens Geschwister lachten. Der Vater aber belehrte das Kind und rief den Mohren herein, ließ ihm zu essen geben, und ihm eine Schlafkammer anweisen.

Um Mitternacht ward der Mohr von einem leisen Geräusche aufgeweckt, und sieh — zwei Räuber stiegen zum Kammerfenster herein, und ihre Schwerter blinkten im Mondlichte. Der Mohr sprang auf, und schrie mit tiefer fürchterlicher Stimme: „Was wollt ihr?" Die Räuber erschraken über die schwarze Gestalt, glaubten den bösen Geist zu sehen, und sprangen eilends zum Fenster hinaus. Sie beschädigten sich aber auf dem Steinpflaster so arg, daß sie nicht weiter konnten, eingefangen und für ihre bösen Thaten bestraft wurden.

Zu dem Mohren aber sprach der Kaufmann: „Du sollst nun für immer in meinem Hause bleiben und deine alten Tage bei uns in Ruhe zubringen. Denn für die kleine Wohlthat, die wir dir erwiesen, hast du uns eine sehr große erzeigt. Ja,

Gott hat unsre Gastfreundlichkeit gegen dich reichlich belohnt, und dich, du guter schwarzer Mann, zu unserm Schutzengel ausersehen, uns und das Unsrige gegen Mord und Raub zu beschützen."

Wer Dürftigen mit Freundlichkeit begegnet,
Der wird vom Höchsten wiederum gesegnet.

47.

Das verstorbene Fräulein.

Ein adeliges Fräulein starb in der schönsten Blüthe ihrer Jahre. Man legte die Leiche, weiß gekleidet, in den Sarg; ihre Haare waren mit einer Schnur guter Perlen geschmückt, und an ihrer rechten Hand hatte sie einen goldenen Ring mit Edelsteinen. Diese Kostbarkeiten gaben ihr die betrübten Eltern mit in das Grab.

In der nächsten Nacht schlich der Todtengräber mit einer kleinen Laterne auf den Kirchhof, schaufelte das Grab wieder auf, und wollte die Leiche ihres Schmuckes berauben. Allein die Todte setzte sich auf, sah ihn starr an, und sagte mit hohler Stimme: „Was willst du?" Der Todtengräber nahm vor Schrecken eilends die Flucht.

Das Fräulein, das nicht wahrhaft todt, sondern nur scheintodt gewesen, stieg aus dem Grabe, nahm das Laternlein, das der Todtengräber hatte stehen lassen, und ging nach Hause. Als sie in das Zimmer trat, hatten die Eltern zuerst einen

unbeschreiblichen Schrecken — zuletzt aber eine eben so große Freude.

O laßt uns doch die größte Sorge haben,
Die Menschen nicht lebendig zu begraben.

48.

Die fromme Mutter und ihre Söhne.

1.

An einem hohen Festtage sagte eine adelige Frau zu ihren zwei Söhnen: „Ach, daß ich doch heute auch in dem Tempel erscheinen, und mit den Tausenden, die sich dort versammeln, Gott, den Allmächtigen, anbeten könnte! Aber in die Stadt zu gehen, ist für mich zu weit, und unsre Kutsche hilft uns jetzt nichts, da wir die Pferde wegen unserer dürftigen Umstände verkaufen mußten!"

Die Söhne schoben sogleich die Kutsche vor, und erboten sich, die Mutter in den Tempel zu fahren, der weit vom Orte entfernt war. Die Mutter stieg ein, und die adeligen Jünglinge zogen anstatt der Pferde die Kutsche.

Alles Volk war über die Frömmigkeit der Mutter und die kindliche Liebe der Söhne bis zu Thränen gerührt, bestreute ihren Weg von dem Stadtthore bis zum Tempel mit grünem Laube und frischen Blumen, und rief entzückt: „Heil der glücklichsten Mutter und den edelsten Söhnen!"

Die allerschönste Tugend übt,
Wer Gott und Eltern kindlich liebt.

2.

Unter dem freudigen Zurufe des Volkes erreichten die guten Söhne den Tempel. Die gute Mutter kniete weinend am Altare nieder, und betete in ihrem Herzen: „Lieber Gott! segne meine zwei Söhne, und gieb ihnen das, was Du für das Allerbeste erkennst.“

Die Jünglinge führten die Mutter wieder nach Hause, und gingen Abends fröhlich zu Bette. Als die Mutter sie Morgens wecken wollte, lagen sie beide da, schön und lieblich, wie schlafende Engel — allein sie erwachten nicht mehr.

Die Mutter war über den Tod der geliebten Söhne Anfangs sehr erschrocken. Allein bald faßte sie sich wieder, und sagte: „Guter Gott! Du hast mein Gebet erhört. Nun sehe ich es ein, ein sanfter, seliger Tod ist das Beste, was sterbliche Menschen sich wünschen können. Meine Söhne sind nun bei Dir. Die Erde war zu arm, ihre kindliche Liebe zu belohnen; deßhalb hast Du sie zu Dir in den Himmel genommen.“

Um vor dem Tode nicht zu beben,
Gedenke an das beſſ're Leben.

49.

Die Mutterthräne.

Ein junges Fräulein bekam einen Brief, der sehr schmeichelhaft und verführerisch geschrieben war.

Sie zeigte voll des kindlichsten Zutrauens den Brief ihrer Mutter. Die liebevoll besorgte Mutter las ihn, entfärbte sich, und ihre Thränen fielen auf das gefährliche Blatt.

Da rief das Fräulein: „O liebste Mutter, seyen Sie außer Sorgen! Ihre Thränen haben alle diese Schmeicheleyen und Versprechungen, die in dem Briefe stehen, bis auf die letzte Sylbe ausgelöscht.“

Die Mutter umarmte ihre Tochter, und schenkte ihr einen Ring mit Diamanten, die heller funkelten, als Thautropfen im Sonnenglanze.

„So oft man dir wieder solche Anträge macht,“ sprach sie, „so sieh diese Steine an, und denke, es seyen Thränen deiner Mutter.“

Gedenke stets der Mutterzähren,
So wird kein Laster dich entehren.

50.

Der sterbende Vater.

Ein guter Vater war sehr krank und dem Tode nahe. Da rief er noch am letzten Morgen seines Lebens seine Kinder an sein Sterbebette zusammen, und ermahnte sie zu allem Guten; besonders aber befahl er ihnen, den christlichen Unterricht immer fleißig zu besuchen und mit Aufmerksamkeit anzuhören.

„Liebe Kinder!“ sprach er, „ich habe fünfzig Jahre lang gelebt, und in dieser Welt viele Freuden genossen; die reinsten, seligsten, ja wahrhaft himmlischen Freuden aber hat mir die Religion gewährt;

sie bewahrte alle meine irdischen Freuden rein, erhöhte und veredelte sie. Dies bezeuge ich vor Gott."

„Ich habe fünfzig Jahre gelebt, und in dieser Welt Vieles gelitten, und manchen harten Kampf zu bestehen gehabt; in allen Leiden aber habe ich den besten Trost und die sicherste Stütze einzig in unsrer heiligen Religion gefunden. Dies bezeuge ich vor Gott."

„Ich habe fünfzig Jahre gelebt, bin öfters dem Tode nahe gewesen, ja ich werde jetzt den Abend sicher nicht mehr erleben, und bezeuge es aus Erfahrung und vor Gott: Nur die göttliche Kraft der Religion kann dem Tode seine Schrecken benehmen; nur der heilige Glaube an unsern Erlöser kann uns Muth und Stärke geben, den wichtigen Schritt in die Ewigkeit getrost zu thun, und vor Gottes Richterstuhl zu erscheinen."

„Bestrebt euch daher, Ihn, unsern göttlichen Erlöser, recht kennen zu lernen, und seine heiligen Lehren zu befolgen: so werdet ihr Gott wohlgefällig seyn, zufrieden leben, und einst selig sterben."

Die Kinder vernahmen diese Worte unter heißen Thränen. Der Vater starb in der nächsten Stunde; die Kinder aber bewahrten seine letzten Worte ihr Leben lang in ihrem Herzen, befolgten sie, und lernten nun aus Erfahrung, daß sie die lautere Wahrheit seyen.

Gottes Wort führt uns den Weg zum Heil;
Wer ihm folget, wählt das beste Theil.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

	Seite		Seite
1. Der Garten . . .	5	24. Der Weinberg . .	34
2. Die schönsten Blumen	7	25. Der grüne Zweig .	35
3. Die Rosen . . .	8	26. Der Holzsplitter .	36
4. Die Lilie . . .	10	27. Die Kohlblätter .	37
5. Die Nelke . . .	11	28. Der große Kohlkopf	38
6. Die Maiblümchen .	12	29. Die Rübe . . .	39
7. Das Vergißmeinnicht	14	30. Die schöne Purpurfrucht	40
8. Die Resede . . .	15	31. Der Goldstrauch .	42
9. Der Blumenkranz .	16	32. Ein kostbares Kräutlein	43
10. Die Erdbeeren . .	17	33. Das Mohnkörnlein .	44
11. Die Kirschen . .	19	34. Die Kürbisse . .	46
12. Das junge Apfelbäumchen	20	35. Der Kürbiß und die Eichel	47
13. Die Aepfel . . .	22	36. Der schöne Eichbaum	48
14. Der große Birnbaum	23	37. Die große Buche .	49
15. Die Birne . . .	24	38. Die Weide u. die Eiche	51
16. Die Pflaumen . .	25	39. Die Erdschwämme .	52
17. Die Nuß	26	40. Der Acker . . .	53
18. Die Nuß in grüner Schale	27	41. Die Kornähren . .	54
19. Die Haselnußschale	28	42. Stroh und Reisig .	54
20. Die vergoldeten Nüsse	29	43. Die Erbsen . . .	56
21. Die Kastanien . .	31	44. Der Lein	57
22. Die Weintrauben .	32	45. Der Gränzstein . .	58
23. Der Weinstock . .	33		

Zweite Abtheilung.

		Seite			Seite
1.	Die Vögel . . .	59	25.	Der Hirsch . . .	91
2.	Der Kanarienvogel	60	26.	Der Löwe . . .	92
3.	Die Schwalben . .	62	27.	Die Maus . . .	93
4.	Die Spatzen . .	63	28.	Der Wolf . . .	95
5.	Die Tauben . . .	64	29.	Der Bär . . .	96
6.	Der Haushahn . .	66	30.	Der Affe . . .	97
7.	Die Henne . . .	67	31.	Die Schlange . .	98
8.	Das Ei	68	32.	Die Eidechse . .	99
9.	Die Gans . . .	70	33.	Die kostbaren Fische	101
10.	Die Emmerlinge .	71	34.	Die Karpfen . .	102
11.	Die Meise . . .	72	35.	Der goldene Angel	103
12.	Der Staar . . .	73	36.	Die Bienen . .	104
13.	Der Storch . . .	74	37.	Die Bienen und die Rosen	105
14.	Der Kukuk . . .	75			
15.	Das Rebhühnernest	76	38.	Die zwei Schmetterlinge	106
16.	Das große Vogelnest	77			
17.	Der Papagay . .	78	39.	Fliegen und Spinnen	107
18.	Das schöne Reitpferd	80			
19.	Das Hufeisen . .	81	40.	Die Perlen . . .	109
20.	Der Hufnagel . .	82	41.	Das Gold . . .	111
21.	Die Kuh	83	42.	Die Edelsteine .	112
22.	Die Kuhschelle . .	85	43.	Die Kieselsteine .	113
23.	Die Schafe . . .	87	44.	Der Pflasterstein .	114
24.	Der Ziegenbock . .	89	45.	Der Sack voll Erde	115

Dritte Abtheilung.

		Seite			Seite
1.	Die Sonne . . .	117	4.	Sonnenschein u. Regen	121
2.	Der Mond . . .	118	5.	Der Regen . . .	122
3.	Der schönste Stern	120	6.	Das Donnerwetter	123

Seite
7. Der Regenbogen . 125
8. Das Regenbogenschüsselein . . . 126
9. Der Wiederhall . . 127
10. Die Quelle . . 129
11. Die vier Elemente 130
12. Das Brod . . . 132
13. Wasser und Brod 133
14. Die Milch . . . 134
15. Die Suppe . . . 135
16. Die Martinsgans 136
17. Die köstlichsten Gewürze 138
18. Der Honigtopf . 139
19. Die Hausmittel . 140
20. Das Goldstück . . 141
21. Der große Thaler 143
22. Das wohlangelegte Geld 144
23. Der übelangewandte Reichthum . . . 146
24. Der Geldbeutel . 147
25. Der Diamantring 149
26. Die goldene Dose 150
27. Der Tabackspfeifenkopf 152
Seite
28. Die silberne Taschenuhr 154
29. Das Uhrbändchen . 155
30. Das Strickkörbchen 157
31. Das Wunderkästchen 158
32. Der Taffet . . . 159
33. Der schöne Taffethut 161
34. Die Perlenschnur . 163
35. Das zerbrochene Kreuzchen 164
36. Der Spiegel . . 165
37. Das Porträt . . 167
38. Das neue Kleid . 168
39. Der alte Mantel . 169
40. Die Schuhe . . 171
41. Der Schuhnagel . 172
42. Die sieben Stäbe . 173
43. Die Kette . . . 174
44. Der Strick . . . 175
45. Der Jahrmarkt . 176
46. Die Maskerade . 178
47. Der Schatz im Walde 179
48. Das Geschenk zum Geburtstage . . 180
49. Die drei Bücher . 181
50. Das bessere Land . 182

Vierte Abtheilung.

Seite
1. Der gute Vater . 185
2. Das betende Kind . 187
3. Der gute Sohn . 188
Seite
4. Die treuen Brüder . 190
5. Die ungleichen Brüder 192
6. Die fromme Schwester 193

Seite
7. Die liebevollen Schwestern 195
8. Die gottselige Großmutter 196
9. Der Edelknabe . 198
10. Der fröhliche Hirtenknabe 199
11. Der königliche Schatzmeister 201
12. Der junge Korbflechter 202
13. Der kleine Fischer 203
14. Die faulen Mägde 204
15. Die eitle Philippine 205
16. Die hochmüthige Albertine 206
17. Das geschickte Dienstmädchen 207
18. Der muthwillige Spötter 209
19. Der Horcher . . 210
20. Die reinliche Wirthin 211
21. Die wohlthätige Arme 213
22. Die guten Nachbarn 215
23. Der barmherzige Reiche und der dankbare Arme 216
24. Die Bettlerin . . 217
25. Der arme Prinz . 219
26. Der freigebige Gärtner 220
27. Der Gartendieb . 222
28. Der Räuber . . 223

Seite
29. Die drei Räuber . 224
30. Der Menschenfresser 225
31. Das Gespenst . . 226
32. Der kluge Landmann und sein Pferd . . 228
33. Der Gärtner und sein Esel 229
34. Der Jäger und sein Hund 230
35. Der Müller und sein Sohn 231
36. Der Arzneikrämer 233
37. Der Schatzgräber . 234
38. Der Pilger . . 236
39. Der Einsiedler . 237
40. Der belehrte Götzendiener 238
41. Der bekehrte Sünder 239
42. Das Land der redlichen Leute . . . 241
43. Der Gefangene . 242
44. Der Blinde . . 244
45. Der Taube . . . 245
46. Der Mohr . . . 246
47. Das verstorbene Fräulein 248
48. Die fromme Mutter und ihre Söhne . 249
49. Die Mutterthräne 250
50. Der sterbende Vater 251

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmid, Christoph <<von>>,

Gesammelte Schriften des Verfassers der Ostereier, Christoph von Schmid

Bd.: 16

Augsburg 1844

Bibl.Mont. 789-16

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10713804-5